
Bavar.
2269
m


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.


Das Heilige
Kaiserpaar,
oder
Leben und Thaten
Sankt Heinrichs
und der Heil:
Kunegundis
Dom zu Bamberg.



Kaiser Heinrich
der Heilige

Das
heilige Kaiserpaar,
oder
Leben und Thaten
Sankt Heinrich's
und der heiligen
Kunigundis.

Neu erzählt
für
Jugend und Volk.

Von
Dr. J. Rion.

Mit einem Titelkupfer.

Bamberg,
in der Lachmüller'schen Kunst- und Buchhandlung.

1833.

Gedruckt bei Johann Michael Reindl.

Vorwort.

Nachstehende Blätter verdanken ihre Entstehung dem Wunsche des seligen Domkapitulars und Dompfarrers Betz dahier, die Legende seiner beiden Kirchen- und unserer Landespatronen in einem Volksbüchelchen bearbeitet zu sehen. Der Verfasser kam diesem Wunsche gern entgegen, aber Kränklichkeit und andere Arbeiten hielten ihn längere Zeit von diesem Geschäfte ab. Möge nun das Werklein als Blümchen auf dem Grabe des Seligen gepflanzt seyn, das noch von den Thränen befeuchtet ist, die eine dankbare Pfarrgemeinde und jeder Menschenfreund dem Verblichenen nachgeweint.

Durch Zweck und Entstehung des Büchleins ist auch die Darstellung gerechtfertigt; es soll keine eigentliche historisch-chronologische Untersuchung seyn, sondern nur eine Darstellung des Wichtigsten, nach der allgemeinen Meinung an-

genommenen, und bekannten, in möglichst faßlicher und eindringlicher Form, selbst in poetischer Farbe an den passenden Stellen. Eine Erwähnung verdienten dabei manche Begebenheiten, über die zwar die damaligen gleichzeitigen Schriftsteller geschwiegen haben mögen, die aber deshalb nur von solchen unserer Neuern, als Unwahrheit ausgegeben werden, die nicht bedenken, daß jene Schrifsteller bei weiten nicht alles aufschrieben, und am wenigsten das, was auf das innere Leben, das Gemüthliche, Idealische ihrer Helden Bezug hatte; ein Mangel, der aber durch spätere, nicht minder glaubwürdige Geschichtschreiber ergänzt wurde, die das, was im Munde des Volkes und unverdächtiger Zeitgenossen sich fortgepflanzt, aufnahmen, und der Nachwelt überlieferten.

Möge nun dieß Büchlein in recht viele Hände wandern, und das Lesen desselben Jugend und Volk unserer Erzdiözese, und anderer Christengemeinden ergötzen und erbauen. Der Herr ertheile seinen Segen dazu! —

Bamberg am Feste des h. Erzengels Michael 1832.

Der Verfasser.

Inhalt.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wunder, so nach dem Tode beider Heiligen geschehen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Kaiser Heinrich und Kunigundis werden heilig gesprochen; Schlußbetrachtung.

Erstes Capitel.

Vaterland, Aeltern und Jugendjahre Heinrichs.

Bayern war das Vaterland unseres Heiligen; Bayern, damals noch ein Herzogthum, von noch nicht so bedeutendem Umfange, wie jetzt, aber doch schon ein edles, gesegnetes Land, bewohnt von einem deutschen Volke uralten Stammes, das frohgesinnt war, tapfer, treu und nervigt, groß und schlank vom Wuchse, bei allen Kräften des Körpers brav und menschlich gesinnt, von Natur gutmüthig und willig; ein ergiebiges, fruchtbares Land, das nicht allein seine Bewohner, sondern auch seine Nachbarn reichlich ernährt mit den Erzeugnissen seines Bodens: Getreide, Obst, Wein rc.; ein schönes, freundliches Land, voll von malerischen Gegenden, blühenden Thälern und waldigen Bergen, voll von blumigen Wiesen mit weidendem Viehe, und von weithin sich dehnenden Ebenen, auf denen goldene Saaten prangen; ein schönes, freundliches Land durchschnitten von schiffbaren Flüssen und fischreichen, spiegelnden See'n. Unter den Flüssen war schon damals die Donau der Königsfluß, mitten durch des Landes Segensfluren strömend, von mehreren Städten vorbei, unter denen sich auch die alte Hauptstadt des Reiches: Regensburg befand.

Zwei kleine Meilen von dieser altehrwürdigen, und noch jetzt berühmten Stadt liegt ein Marktflecken Abach genannt. Hoch vom nahen Berge schauen die Reste einer alten Ritterburg hernieder ins offene Nordgauthal, an dessen grünenden Ufern der Donaustrom majestätisch seine blauen Wogen hinwälzt. Die bemoosten Mauern, und die in weiter Ferne sichtbare Wartthurmruine, Jahrhunderte lang schon den Stürmen der Zeit trotzend, weisen auf das mächtige Felsenschloß hin, welches in uralter Zeit hier gestanden, und machen, zumal wenn sie in heiteren Nächten von der blassen Scheibe des Mondes beleuchtet werden, auf das Gemüth des vorüber gehenden Wanderers einen rührenden Eindruck. Er segnet in seinem Herzen den edlen, gottseligen Herrn und Kaiser, der vor Zeiten dort geboren, und eine Zierde aller gekrönten Häupter, Mehrer des deutschen Reiches, Schirmvogt der christlichen Kirche geworden ist, und setzet, in stiller frommer Betrachtung die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge bedenkend, seinen Wanderstab weiter.

Auf diesem, einst so schönen, Felsenschloße wurde Kaiser Heinrich geboren, am 6sten Tage des wonnigen Maymonds, nach dem Jahre Christi 972 und die Ruine führt daher noch heut zu Tage im Munde des Volkes den Namen: Heinrichsburg. Sein Vater war Heinrich, Herzog von Bayern; seine Mutter Gisela, eine Tochter Conrads, Herzog von Burgund. Beide wohnten großentheils auf dem Schlosse zu Abach, das sie seiner freundlichen Lage halber, zum Lieblingsaufenthalte erkoren. Der Vater unsers Heinrich war

ein Muster der Gottesfurcht und Tugend; mit besonderem Eifer verehrte er den hl. Bischof und Martyrer Emmeran. Man erzählt sich von ihm, daß er oft von seiner Burg Abach zu Fuß gen Regensburg ging, und dort in der Emmerans-Kirche schon mit Sonnenaufgang gebetet, und wenn er zu frühe gekommen, vor der Kirchenthüre in einem dortigen steinernen Sessel gerastet habe.

Schön und wahr sagt der heil. Evangelist Matthäus: Ein guter Baum trägt gute Frucht, — und der weise Syrach: In den Kindern wird der Vater erkannt. So war es auch bei dem Helden unserer Geschichte. In der heiligen Taufe empfing er nicht nur den Namen seines Vaters: Henricus, welches soviel bedeutet, als tugendreich, sondern seinem Namen gemäß trat er auch in die Fußstapfen seines Vaters; denn seine Jugend, wie sein übriges Leben war eine schier ununterbrochene Reihe von Tugenden; in seinen Werken erwieß er es, daß er nicht blos der Geburt nach vom hohen Adel sey, nein auch den Adel der Seele besitze; seine Werke gaben das Zeugniß, daß der wahre Adel, wie der hl. Augustin sagt, gleichsam das vorzüglichste Hülfsmittel zur Tugend sey, und Frömmigkeit, Redlichkeit, Weisheit und Güte die schönsten Zeichen im adelichen Wappenschilde.

Und alles das waren die Früchte guter Erziehung, die Heinrichs Vater, damit die junge Pflanze am besten gedeihe, geistlichen Händen, nämlich dem hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, einem der gelehrtesten und eifrigsten Bischöfe von ganz Deutsch-

land übertragen hatte, wohlwissend, und fest überzeugt von der Wahrheit des Sprichwortes:

Daß die beste Kinderzucht
Man bei den Geistlichen sucht.

Der heil. Bischof bildete jedoch seinen Zögling mehr durch seine Tugendbeispiele, als durch seinen Unterricht, und hatte die Freude zu sehen, wie der junge Prinz auf der Bahn der Weisheit und Tugend schnelle Fortschritte machte; wie seine aufblühende Körperschönheit immer noch durch Schönheit der Seele erhöht wurde; denn er besaß nicht nur eine schöne Gestalt, erhabene Stirne, leuchtende Augen, blühende Wangen, sondern neben diesen äusseren Vorzügen zierten ihn auch Vorzüge des Geistes und der Seele: Verstand, Ehrbarkeit, Muth und Sanftmuth, Schamhaftigkeit und Frömmigkeit, so daß er schon in der Blüthe seiner Jugend ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, und ein Spiegel aller Tugenden zu nennen war. Mit der zärtlichsten Liebe seinem Lehrer zugethan, bis in sein erwachsenes Alter, empfand er daher tiefen Schmerz, als der Tod ihm denselben entriß, im Jahre Christi 994, und er Zeuge seyn mußte der Leichenbestattung, die mit großer Feierlichkeit zu Regensburg erfolgte.

Zweites Capitel.

Heinrich wird Herzog von Bayern.

Ein Jahr war bereits verflossen; da traf unsern Heinrich ein neuer harter Schlag des Schick-

fals. Er mußte auch der Leiche seines Vaters folgen, der, in zwar schon hohem Alter, aber doch immer noch zu frühe, und zur allgemeinen Bestürzung seiner Unterthanen das Zeitliche gesegnet hatte.

Aller Augen, aller Wünsche waren nun auf Heinrich gerichtet. Damals hatten nämlich noch die Großen das Recht, sich ihre Fürsten selbst zu erwählen, und so geschah es auch, daß unser Heinrich durch freie Wahl und zum allgemeinen Frohlocken des Volks von den Ständen des Herzogthums Bayern zum Nachfolger des Vaters, zum Herzog von Bayern, gewählt wurde. Kaiser Otto, der Dritte, damaliger deutscher Kaiser, bestätigte die Wahl.

Der neue Herzog, unser Heinrich, war zu jener Zeit in den zwanziger Jahren seines Alters; ein treuer Lehnträger, wich er selten in Kriegs- und Betfahrten von der Seite seines Kaisers und Herrn, half ihm mit rüstigem Kriegsvolke, deckte ihn in Verschwörungen. Darum war auch sein Ansehn beim Kaiser groß; seine Fürsprache geltend. Sein Herzogthum genoß der äusseren Ruhe, des inneren wachsenden Wohles; Fürsten und Bischöfe walteten friedsam in ihren Gauen, und er, treulich geliebt von Allen und von dem Volke, lebte ruhig in ihrer Mitte, unangefochten von außen; allen mit väterlicher Milde ein nachahmenswerthes Beispiel gebend, glänzend als Spiegel der Demuth, als Blume der Frömmigkeit.

Vor andern werde hier nur ein Beispiel der Demuth und Nächstenliebe angeführt, die unser Hein-

rich nicht blos auf Lebende, nein, auch auf die Todten thätig erstreckte.

Die Liebe gegen die Todten — sie wird vor allen Tugenden angerühmt; zum betenden Tobias sprach der Engel: „Da du dein Mittagmahl verlassen, die Todten den Tag hindurch in deinem Hause verborgen, und bei der Nacht begraben hast, so habe ich dein Gebet dem Herrn vorgetragen." Der hl. Augustin empfiehlt uns diese Liebe mit den Worten: „Seyd sorgfältig, die Todten zu begraben, weil auch diese Liebe in der hl. Schrift unter die guten Werke gezählt wird." Unter den siebenerlei Arten der Barmherzigkeit in Absicht auf das leibliche Wohl des Nächsten wird als die letzte auch genannt: die Todten zu begraben.

Und dieß Werk der Liebe hat auch unser Heinrich geübt. — Es stand damals dem Benediktiner-Kloster zu St. Emmeran in Regensburg, ein ehrwürdiger Abt vor, Romualdus mit Namen, der seiner Tugenden und seines heiligen Lebens wegen allenthalben bekannt war. Auch Heinrich war ihm mit der zärtlichsten Liebe zugethan, und gab einen Beweis dieser seiner Liebe auch noch nach dessen Tode. Als Herzog und Landesherr geleitete er den feierlichen Leichenzug des Abtes, mit der ganzen geistlichen und weltlichen Versammlung; ja er trug die köstliche Last des Leichnams auf seinen Schultern zum Grabe, stieg in dasselbe hinunter, empfing den heiligen Körper, richtete die Bahre, die er mit rothem Leder überziehen ließ, in das Grab, schloß sie zu, und nahm den Schlüssel zu sich, den er als heiliges Kleinod Zeitlebens bei sich trug.

Drittes Capitel.

Heinrich und der heilige Benediktus.

Der Gerechteste fällt des Tages siebzigmal, sagt die hl. Schrift. O! wie schlüpfrig ist demnach der Weg des Lebens! Wie bald, wie leicht fällt der Mensch! Der Allerstärkste, Frömmeste und Vollkommenste ist nicht vom Falle befreit. Petrus verläugnete seinen Herrn und Meister, Paulus ver. folgte die Kirche Gottes; kein Wunder, wenn auch unser Heinrich, sich eines Fehltrittes zu Schulden kömmen ließ. Hören wir, was die Legende beberichtet.

Ermüdet von einer langen Reise kehrte einst der Herzog mit einem großem Hofgefolge in einem Kloster des heil. Vaters Benedikts ein, und wurde von den frommen und ehrwürdigen Geistlichen dieses Klosters mit aller Liebe und Unterthänigkeit empfangen, und fürstlich bewirthet. Während nun der Herzog mit seinem Geleite an der Tafel saß, führten die Troßbuben ihre Pferde zum Futter in den großen, leeren Saal am Eingange des Klosters, in dem die Geistlichen sich sonst zu versammeln pflegten, ihr gewöhnliches Kapitel zu halten. Heinrich sah es, sagte aber nichts dagegen.

Bereits hatte die Nacht ihren schwarzen Fittich über die Erde verbreitet, und die müden Augenlieder der Menschen geschlossen: da warf sich Heinrich unruhig auf seinem Lager herum, von einem schweren Traume geängstigt.

Auf verklärter, leuchtender Himmelswolke stand der Schutzpatron des Klosters St. Benedikt vor

ihm; ein leichter Heiligenschein umschimmerte sein schneeweißes Haupt, wie glänzendes Silber flimmerte sein langer, weißer Bart, auf die Brust herniederfließend; Funken des Zorns sprühten seine Blicke, und mit hohler, drohender Stimme redete er also zum Herzog: „Mein Haus ist ein Bethaus; „ihr macht daraus eine Mördergrube, sprach einst „der Herr. Herzog! und du hast diese heiligen „Worte vergessen! einen Roßstall machst du aus „dem Orte, wo zuvor so viele Religionsübungen „und Bußwerke verrichtet worden sind!“ —

Und kaum hatte der Heilige die letzten Worte ausgesprochen, berührte er den schlafenden Herzog mit seinem Stabe an der Seite, und verschwand.

Der Herzog, der schon im ersten Augenblicke der Berührung sich von einer heftigen Feuchtigkeit im Leibe befallen fühlte, erkannte beim Erwachen mit großer Reue seinen Fehler, ließ sogleich die Rosse aus dem Saale herausführen, und bestrebte sich durch Ehrendienste verschiedener Art den heil. Benedikt zu versöhnen, so wie er auch reichliche Schenkungen an mehrere Kirchen und Klöster seines Ordens machte. An der Seite seines Körpers aber, wo er anfangs blos eine eindringende Feuchtigkeit verspürt hatte, bildete sich, der Legende nach, ihm zur Strafe, im Verlaufe der Zeit Stein und Gries, die ihm großen Schmerzen in seiner künftigen Lebenszeit verursachten.

Viertes Capitel.

Heinrich reist mit dem Kaisen Otto nach Rom; seine Treue und Liebe gegen den Kaiser.

Ein Einfall der Sarazenen rief den deutschen Kaiser Otto nach Rom. Heinrich, der ihn schon oftmals auf seinen Fahrten begleitete, folgte ihm auch dießmal; es war das drittemal, und, wie wir hören werden, das letztemal.

Sie gelangten beide glücklich in die heil. Stadt; der deutsche Kaiser erließ allda einige Verordnungen gegen das ärgerliche Leben, welches von Geistlichen und Weltlichen damals verübt wurde. Darüber geriethen die Römer in Zorn, und kündigten dem Kaiser an: sie wären gewohnt, über andere zu gebieten, aber nicht von andern sich gebieten zu lassen; belagerten hierauf den Kaiser im Vatikan, wo er mit wenigen Leuten wohnte, so, daß er selbst sich in großer Lebensgefahr befand. Da traten nun Hugo, Markgraf von Brandenburg und Statthalter von Italien, und unser Heinrich, Herzog von Bayern hervor, und stifteten Ruhe; beide standen bei den Römern in großem Ansehen, und vermochten es daher um so leichter, den Aufrührern mit eindringlichen Worten ihre Ungebühr zu Gemüthe zu führen; sie machten die Mittelsmänner zwischen dem Kaiser und der Stadt, und fragten die Bürgerschaft, ob sie so lange sich in Ruhe verhalten wolle, bis sie dem Kaiser angerathen, was sie für die Stadt am Besten hielten. Die Bürgerschaft

willigte hiezu. Hugo und Heinrich gingen nun zu dem Kaiser, und riethen ihm, verkleidet, und schnell aus dem Schlosse und der Stadt durch heimliche Gänge, die sie ihm zeigten, sich zu entfernen. Und also gerieth der Kaiser aus der augenscheinlichen Lebensgefahr in Sicherheit.

Otto aber war über das Benehmen der Römer sehr ergrimmt, sammelte sein Kriegsheer, und strafte die Aufrührer mit aller Schärfe. Da machten die Römer dem Markgrafen Hugo und unsrem Heinrich harte Vorwürfe: sie hätten ihr Wort nicht gehalten, hätten sie betrogen und hintergangen. Beide entgegneten jedoch mit sanftem Tone der Ueberredung: „Was konnten wir für das gemeine Beste der Stadt Besseres ersinnen, als den Kaiser auf diese Weise aus den Händen der unsinnigen Rebellen zu entreißen? denn, wäret ihr noch weiter gegangen, und hättet euch an des Kaisers Leben vergriffen, so würde der Nachkömmling des Kaisers nicht gezaudert haben, eure ganze Stadt auf den Grund zu vertilgen".

Diese Worte beruhigten die Gemüther; der Aufruhr war gestillt und Herzog Heinrich begab sich nach Teutschland zurück, der Kaiser aber beschloß, noch einige Zeit in Italien zu verweilen.

Herzog Heinrich war bereits in Teutschland angelangt, als die traurige Nachricht ihm wie auf die Ferse folgte; Kaiser Otto sey im Flecken Paterno ohnweit Rom gestorben, in der Blüthe seines Lebens, im 30. Jahre, und 10. seiner Regierung.

Der Leichnam wurde, begleitet vom deutschen Heere, über die Alpen in das Land seiner Vorfah-

ren zurückgetragen, um zu Aachen mit feyerlichem Pompe in der Kirche der allerseeligsten Jungfrau Maria beigesetzt zu werden. Herz und Eingeweide aber sollten nach Augsburg geführt werden.

Heinrich hatte kaum die Todesnachricht vernommen, als er sogleich im Gefolge vieler Grafen und Bischöfe bis zu den Gränzen seines Herzogthums dem großen Leichenzuge entgegenging. Als er bei den Kriegern angelangt war, die das Herz Otto's trugen: da wurde auch *sein* Herz so inniglich bewegt, daß er bittere Thränen weinte mit all' den Seinigen, zum öffentlichen lebendigen Zeugnisse der Liebe, die er auch noch für den Verblichenen fühlte.

Nebstdem erquickte *Heinrich* das müde Kriegsvolk mit Speise und Trank, und beschenkte königlich alle Obersten und Feldhauptleute. Angekommen vor den Thoren der Stadt Augsburg, nahm er mit eigenen Händen das Gefäß, in welchem Herz und Eingeweide verwahrt waren, und trug es in die Kirche der heiligen *Afra*, der er zu Gebeten für das Seelenheil des Verstorbenen hundert Höfe aus eigenem Erbgute vergabte.

Diese Milde, Demuth und Leutseligkeit des Herzogs nahm das Heer, die Fürsten und Priester noch mehr für ihn ein, die es ihm bald auf rühmliche Weise vergalten, wie wir in den folgenden Kapiteln hören werden.

Fünftes Capitel.

Wunderbare Erscheinung und Prophezeiung des heiligen Bischofs Wolfgang.

Schon nach den religiösen Meinungen der alten Heiden, besonders der Perser, Aegyptier, Arabier, Römer, Griechen rc. glaubte man an gewisse übernatürliche Erscheinungen und Deutungen; bald weissagte man aus dem Wasser, bald aus den Händen, bald aus Zauberkreisen, bald aus dem Fluge und dem Geschreye der Vögel, oder andern ungewöhnlichen Gestalten. Allein der teuflische Aberglaube, der damit getrieben, macht diese Erscheinungen eben so verwerflich, als unzuverläßig; im Christenthume erst erscheint das wahre Prophetenthum, und Christus selbst als der größte und vornehmste Prophet, vor dessen Augen die tiefsten Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens, Vergangenheit und Zukunft aufgedeckt waren, und nach ihm, als mit der Gnade der Weissagung und Wunder begabt, die Apostel und andern Heiligen und Diener Gottes, die durch göttliche Kraft nicht nur in ihrem Leben, nein, auch noch nach ihrem Tode auf augenscheinliche Weise Wunderzeichen verrichteten. Die christliche Geschichte enthält daher einen großen Reichthum solcher Wunderthaten und Prophezeiungen; hier stehe eine der schönsten, welche der heilige Bischof Wolfgang unsrem Heinrich kund gethan hat.

Einst betrat er nehmlich die Kirche zu Regensburg, um an dem Grabe des heiligen Martyrers

Emmeram, seine Andacht zu verrichten. Es war ein schwüler stiller Sommerabend, die Sonne ging eben dem Verscheiden entgegen, die Lichter brannten noch auf dem Hochaltare vor dem Gnadenbilde der Hochgebenedeiten nach der verklungenen Abendvesper, wo der Gottes Tempel dem mühebeladenen Wanderer einige Zeit noch zum Gebete offen stand. Heinrich war aber allein zugegen; niemand störte ihn, betend lag er mit aufgehobenen Händen vor dem Monumente des Heiligen. Allmählich waren auch die Lichter des Hochaltares verloschen, nur die ewige Lampe flimmerte noch, wie ein Irrlicht, über dunklen Wogen, mit langem Strahle durch die Riesenschiffe des Tempels. Eine tiefe, heilige Stille herrschte in den großen Hallen, um ihn her schauten die Abbilder der Verstorbenen aus der Dämmerung, deren Staub den geweihten Boden der Kirche bewohnte; nur das Lispeln seines Gebets, das mit inbrünstiger Andacht von seinen Lippen floß, unterbrach das ernste Schweigen. Da fühlte er plötzlich die Brust von wunderbarer Entzückung gehoben, süße Weihrauchdüfte zogen in blauen Wölkchen einher, und schloßen sich wie Kränze um seine Stirne. Es war ihm, als ob ein höheres Wesen ihn umschwebe, wie Geisterwehen rauschte es hinter seinem Rücken vorüber, und als er sich erschrocken umwandte, da schaute sein Auge am gegenüberstehenden Grabe seines ehemaligen Erziehers und Lehrers, eine lichte Gestalt in glänzendem Bischofsornate, mit strahlender Inful, und verklärtem Heilgengesichte. Gleich erkannte er seinen innig geliebten Lebensführer, den heiligen Bischof Wolfgang, sah es deutlich, wie er seine

Rechte emporhielt nach oben, auf die Wand deutend, die Worte lispelnd: „Siehe! und merke!“ — und der Ton dieser Worte verklang, wie ein Harfenakkord, und die heilige, lichte Erscheinung war verschwunden, ganz sanft und leise, wie das Wehen der Sommerluft, wenn sie über Rosengesträuche dahinfährt. Aber hoch über dem Grabmale, oben am Bogen der Kirche, zertheilte die Dunkelheit ein heller, leuchtender Strahlenreif, wie ein Silberwölkchen im Mondenscheine, und aus ihm reichte eine alabasterweiße Hand heraus, mit goldenblitzender Feder, deren Spitze an die dunkle Säulenwand flackernd und knisternd eine Feuerschrift hinschrieb, und die Fünklein sprühten Strahlen, grün und blau, wie Schwefelglanz, und die flammenden Strahlen bildeten die bedeutenden Worte: **Post sex**, Nach sechs. Die Schrift brannte eine Weile fort, und der Herzog hatte sie klar und deutlich gelesen, endlich erblich und verlosch sie nach und nach, wie Schimmer der Sternlein am nächtlichen Himmelsgewölbe, wenn die Morgendämmerung heraufsteigt.

Heinrich erschrak nicht wenig über diese wunderbare Erscheinung; kaum wußte er, wie ihm geschehen war, und eine nie gefühlte Bangigkeit durchzitterte seine Brust. Todesgedanken umschwebten unwillkührlich seine Seele, und die so eben gelesene Feuerschrift: nach Sechs — deutete er dahin, daß er nach sechs Tagen der Natur den schuldigen Tribut zahlen müsse, und durch den Tod aus dieser Welt werde abgerufen werden.

Er verließ die Kirche, und bereitete sich durch verschiedene Andachtsübungen, besonders durch reich-

liches Almosengeben, sorgfältig zum Tode bevor, und erwartete ruhig den sechsten Tag.

Als dieser aber ohne den mindesten Unfall verflossen war, gedachte der treue Diener Gottes: es möchten die prophetischen Worte: sechs Wochen bedeuten, weshalb er sich innerhalb dieser Zeit abermals zum Tode vorbereitete. Allein auch diese Frist verstrich, ohne seinen Tod herbeigeführt zu haben. Er setzte nun das prophetische Todesziel auf die folgenden sechs Monat; doch er überlebte auch diese. Nun bestrebte er sich mit allem Ernste und Eifer, seine folgende Lebenszeit heilig zuzubringen, um nach sechs Jahren ohne Anstoß den Himmel erwerben zu können. Es verfloßen aber auch die sechs Jahre ohne Todesfall; hingegen, da er den ersten Tag des siebenten Jahres angetreten, begegnete ihm ein hohes Glück, das er weder verlangt, noch gehofft hatte, und wovon handelt:

Sechstes Capitel.

Heinrich wird zum Kaiser des heiligen römischen Reichs erwählt.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Otto der Dritte, deutscher Kaiser, auf seiner Rückreise von Italien gestorben sey, und wie Herzog Heinrich durch demüthige Liebesbezeigung bei seinem Leichenzuge die Herzen aller anwesenden Fürsten und Bischöfe gewonnen hatte. Kaiser Otto aber hinterließ keine Kinder, und hatte schon auf seinem Todbette unsren Heinrich zu seinem Nachfolger beru-

sen. Doch nicht blos die letzte kaiserliche Willensbestimmung, nein, auch die freie Wahl der sieben Churfürsten des Reichs hatte vor allen Wahlkandidaten unsren Heinrich zum römischen König erhoben, im Jahre 1002.

Heinrich befand sich damals auf seiner Hofburg, nicht wissend, noch verlangend die Auszeichnung, die ihm geworden. Es war gerade der erste Tag des siebenten Jahres nach jener wunderbaren Erscheinung, die er am Grabe des heiligen Wolfgang gehabt, — als er an einem schönen Morgen mit seinem Hofkaplane im einsamen Burggemache sich durch Gespräche und Vorlesung von Psalmen unterhielt.

Die aufgehende Sonne bemahlte mit ihren Strahlen freundlich die hohen Fensterbögen, feierliche Stille herrschte draußen in der Natur, die schon angefangen, sich ins Brautgewand des Frühlings zu kleiden; junge Knospen trieben schon aus Laub und Bäumen hervor, zarte Blümchen hoben die Häupter empor vom geschmolzenen Schneelager, und Vögelein zwitscherten ihre ersten Grüße, und Hallelujas zum Himmel empor.

Unsrem Heinrich war noch nie so wohl zu Gemüthe, als eben jetzt; ihm war, als ob ein Wesen aus fernen Höhen entzückenden Balsam in seine Seele geträufelt habe, hohe Gefühle bemächtigten sich seiner immer mehr und mehr beim Vorlesen der prophetischen Psalmen, und wie durch unsichtbare Berührung stieg eine heilige Ahnung in seiner Seele empor.

Wunderbar, rief er, als der Kaplan das Vorlesen geendigt und eine ziemlich lange Pause des Stillschweigens beobachtet hatte — wunderbar ist mir heute zu Muthe; noch an keinem Morgen verließ ich so voll froher, erhebender Gefühle mein Lager, als heute. Gestern sind es gerade sechs Jahre gewesen, seit ich die wunderbare Erscheinung und Prophezeiung in der Heimeranskirche hatte — und diese Nacht hatte ich einen Traum, der manche Aehnlichkeit hat mit jener Erscheinung.

Ich lag nähmlich wieder betend in derselben Kirche, im inbrünstigen Gefühle der Andacht; da glänzte abermahls jene leuchtende Flammenschrift an der dunklen Wand empor: post sex, Nach sechs — klarer und schöner noch sah ich sie mir entgegenleuchten — und endlich — da sie, wie im Nu verschwunden, stieg ein lichter Farbenstrahl aus dem Grabe meines heiligen Lehrers, des Bischofs Wolfgang, — der eine überirdische Helle verbreitete, in der ich eine freundliche Engelgestalt erblickte, voll Frühlingsgluth im Regenbogengewande. Freundlich neigte sie sich zu mir hernieder, mit der Rechten eine goldene Reichskrone mir aufs Haupt setzend, und dann schnell verschwindend. In süßes Erstaunen versetzt, griff ich unwillkührlich auf mein Haupt und erwachte." —

„Heilige Deutung, entgegnete der Kaplan, liegt in dieser Geschichte; die Flammenschrift: post sex, die Ihr mehrfach schon gedeutet, wird nun in Kurzen gewiß Euch in ihrem wahren Sinne kund werden. Nicht auf Tod, wie Ihr früher gethan, möchte ich sie beziehen; nein auf ein hohes Glück, das

der Herr Euch Eurer Tugenden halber und zum Wohle des Vaterlands und der Kirche aufbehalten hat. Kaiser Otto ist todt, und wo gäbe es unter den Fürsten ein würdigeres Haupt die Krone zu tragen, als Eures?" —

Heinrich schamroth über diese Lobeserhebungen, suchte dem Gespräche zwar eine andere Wendung zu geben, der Kaplan aber wich ihm nicht aus, sondern suchte ihm die Möglichkeit dieser verdienten Ehrenauszeichnung mehr und mehr beizubringen.

Nach einer ziemlich langen Unterhaltung über diesen Gegenstand — ertönten auf einmal Trompeten von Außen, und Geschrey des Volkes erfüllte den Schloßhof.

Der Kaplan trat ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe; voll frohen Erstaunens rief er aus: „Ha! das Volk ruft seinen neuen Kaiser aus!"

Und die Treppen des Schlosses erschollen dumpf von Menschentritten, und eine laute Siegsmelodie, wie das Chor vieler Stimmen klang durch die Gallerie. Die Flügelthüren des Gemachs sprangen auf, und Willigisus, Erzbischof von Mainz, trat herein, ehrwürdigen Ansehens, in Begleitung einiger Fürsten und Bischöfe, die den ganzen Raum des Gemaches erfüllten. An seiner Seite ging ein jugendlicher Edelknabe, schön von Gesicht und Gestalt, gleichend dem Engel, der Heinrich im Traume erschienen. Er ließ vor dem Herzoge auf einem Kniee sich nieder, ein purpurrothes Sammetkissen, reich mit Gold und Edelsteinen verziert, in den Händen

tragend, auf welchem eine Reichskrone lag, die er dem Herzoge darreichte.

„Im Namen aller Reichsfürsten und Bischöfe, — sprach jetzt der Erzbischof zu ihm, überreichen wir Euch hiemit die Zeichen der deutschen Kaiserwürde; wir konnten sie in keine bessere Hände geben, als in die Eueren, da Ihr ein Fürst seyd, der allenthalben den Ruf der Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth und Mäßigung genießt; ausgezeichnet durch christliche und kriegerische Tugenden, ein treuer Freund der Kirche, erwarten wir von Euch die Bekehrung mancher Völker, die noch in der alten Verdamniß leben; alle Fürsten wünschen Euch Glück, und in Kürze sieht man Eurer Ankunft in Mainz entgegen, wo man Euch feyerlich zum deutschen Kaiser krönen wird.“ —

Laut erklangen nach diesen Worten des Erzbischofs die Trompeten wieder im Schloßhofe, und der Jubel des Volkes: „Es lebe der Kaiser Heinrich! der Vater des deutschen Reichs!“ tönte herauf an die Bogenfenster, und lautes Echo durchklang die Lüfte, und frohtönendes Jauchzen des Volkes.

Heinrich konnte vor Erstaunen lange gar nicht zu Worte kommen; innig gerührt, sprach er endlich voll Demuth und bescheiden zu dem Erzbischofe und den versammelten Fürsten: „die Ehre, die mir von den Churfürsten des Reiches zu Theil wurde, sehe ich als wunderbare Fügung des Himmels an; nun verstehe ich Deine Winke heiliger Lehrer, seliger Geist dort oben! — Ich danke den Fürsten für das Vertrauen, so sie auf mich setzten, und nehme sie an, die Krone des deutschen Reiches! — Gott!

verleihe mir Kraft, sie würdig zu tragen, jetzt, wo das Vaterland von Gährungen und Kriegen so beunruhigt wird. Gott verleihe mir Kraft, des Reiches Wohlfahrt in Allen zu begründen, die Würde der Kirche zu befödern, und den hohen Begriffen zu entsprechen, die man von mir sich gemacht hat.“ —

So sprach der bescheidene Kaiser an die Versammlung, die sich hierauf aus seinem Gemache entfernte.

Siebentes Capitel.

Kaiser Heinrich besiegt einige Empörer seines Reichs, und macht sie durch Mitleid und Sanftmuth sich zu Freunden.

Schon das alte deutsche Sprüchwort sagt: das Glück muß seine Neider haben. Die Wahrheit davon bestätigt sich an unsrem Heinrich. Denn mehrere der Fürsten und Großen, denen nach der Kaiserkrone gelüstete, widersetzten sich dem neuen Kaiser, und stifteten Empörung im Reiche. Doch Heinrichs Heldenmuth bezwang nicht nur die Empörer, sondern brachte sie auch durch Milde und Sanftmuth auf seine Seite, — eingedenk der Worte des weisen Salomo: Ein gelindes Wort bricht den Zorn, aber ein hartes erwecket nur Ingrimm. Milde und Güte waren mit die schönsten Edelsteine in Heinrichs Fürstenkrone.

Einer der kühnsten Widersacher des Kaisers im Reiche war Hermann, Herzog von Schwaben,

der mit einem kleinem Anhange sich gegen seinen Herrn auflehnte. Heinrich sammelte sein getreues Kriegsheer, kündigte den Rebellen Krieg an, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Kaum hatte dieß Hermann vernommen, erbebte er vor dem bekannten Heldenmuthe des Kaisers, und seine Unthat gegen den rechtmäßigen Herrn tief bereuend, wollte er lieber seine Milde, als seine Schärfe erfahren. Er sandte deßhalb noch vor Ausbruch des Krieges einige Fürsprecher zu dem gnädigen Kaiser, die ihm Zutritt in dessen Lager erbitten sollten. Wider Erwarten wurde seine Bitte gewährt.

Im härnen Büßerkleide, und mit bloßen Füßen erschien nun Hermann an der Spitze seines Gefolges im Lager des Kaisers, warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, und bat demüthiglich ihn um Verzeihung und Gnade. Heinrich sah mit Milde auf ihn herab, nahm ihn bei der Hand, hob ihn vom Boden auf, und sprach: „Steht auf! mit Freuden sehe ich es, daß ihr euren Fehler erkennt, und tief bereut. Es ist ein süßes Gefühl für die Fürsten, Verirrten zu verzeihen; durch Güte und Milde sie zu gewinnen. Mit lauter Sanftmuth, mit lauter Güte regiert der König über uns die Welt; wir die Machthaber auf Erden, an seiner Stelle regierend — können wir ein andres Beispiel geben, als Gott selbst uns aufstellt? Kommt an mein Herz! ich verzeihe euch von Herzen! Keine Strafe werde euch! — nur eures eignen Seelenheils wegen gebe ich euch auf, da ihr frech

eure Hände an Gottes Heiligthum gelegt, den Dom zu Straßburg wieder herzustellen, den ihr freventlich auf euren Raubzügen verheert habt."

Hermann that, was ihm sein Kaiser befohlen, und blieb demselben treu bis an sein Ende.

Nun drängten sich schmeichelnd an Heinrich alle jene Großen, die gerne den Herzogshut von Bayern für sich gehabt hätten, da die Kaiserkrone ihnen doch nicht zu erreichen war; vor allen Bruno, Heinrichs eigener Bruder; am ungestümsten Markgraf Hezilo, aus dem Hause Schweinfurt. Dieser, einer von Heinrichs ersten Feldhauptleuten, ihm lieb, weil er ein treuer, unerschrockener Mann war, ließ oftmals um das bayerische Herzogthum bei Heinrich anfragen. Der Kaiser, des Zudringlichen müde, und eingedenk, was er seinen Bayern schuldig, antwortete: „Mir sind die Bayern vor allen Völkern theuerwerth. So lang ich lebe, werde ich sie in wohlhergebrachten Rechten weder schmälern, noch schmälern lassen. Sie haben aber ein Gesetz, das gestattet ihnen, einen Herzog zu wählen. Wer solches antastet, wird mein Feind. Noch heute stehen sie unter meinem Feldzeichen: soll ich sie hinwerfen dem Ersten, der ihrer begehrt? Hezilo warte es ab. Will Bayern ihn, auch ich; verwirft es ihn, auch ich." —

So sprach der Kaiser; denn damals war noch nicht die wohlthätige Anstalt vorhanden, wie jetzt,

daß ein erbliches Oberhaupt an der Spitze des Staates steht, sondern, nach dem Tode des Regenten wählten die Großen des Reiches immer aus ihrer Mitte einen Nachfolger, wobei es dann natürlich aus Neid und Mißgunst viele Streitigkeiten gab. So wurde auch nach ungefähr 2 Jahren ein Nachfolger bestimmt; aber nicht Hezilo, sondern Heinrichs Vetter, Heinrich der Aeltere, genannt. Darob ergrimmte Hezilo, und verband sich mit Heinrichs Bruder, Bruno, Racheschwörend dem Kaiser; sie reisten zum Böhmenfürsten Boleslav in die Stadt Prag, und warben Volk zum Krieg an, gegen ihren rechtmäßigen Kaiser. Zu ihnen thaten sich auch andere unzufriedene, gottlose Gesellen, deren es, wie jetzt, auch sonst in großer Anzahl gegeben haben mag.

Als sie sich stark dünkten, machten sie mit zahlreichem Kriegsgesinde einen Einfall in Franken, des Kaisers Mahnung zum Frieden mit Trotz verschmähend. Ihrer Hauptleute einer erbeutete allen kaiserlichen Troß mit vielem Gepäcke und Silbergeschirr, und entführte denselben in das Schloß Ammerthal.

Nun zögerte des Kaisers Langmuth weiter nicht. Er selbst rückte gegen die Empörer, und sein Heldenmuth blieb Sieger. Zu seinen Füßen flehte sein Bruder Bruno um Gnade; Heinrich verzieh ihm, und machte ihn später zum Erzbischofe von Augsburg.

Hezilo ward gefangen genommen, und länger, denn ein Jahr, strenge auf einem Schlosse bewacht, endlich auf Zureden des Freisinger Bischofs Gottschalk wieder auf freyen Fuß gesetzt. Dieser

nämlich, als er einst vor dem Kaiser predigte, wandte sich plötzlich zu ihm und sprach: „Dein Feind Hezilo sitzt noch gefangen; er hat nun gebüßt und bereut seine Schuld. Verzeihe ihm bei der Liebe und im Namen dessen, der seinem Schuldner zehntausend Pfund, das ist, den Juden die Verschmähung seines Gesetzes verzieh; löse seine Bande, und verleihe ihm nun Gnade, auf daß du heute mit noch fröhlicherem Gemüthe beten könnest: vergib uns unsere Schuld, gleichwie wir vergeben unsern Schuldigern.“ — Und diese Ermahnung bewegte das kaiserliche Gemüth, das ohnehin keinen Groll getragen gen Hezilo, und nur die Strenge der Gerechtigkeit handhabend, ihn in Verwahrung bringen ließ; der reuige Gefangene wurde allsogleich in Freiheit gestellt.

Achtes Capitel.

Kaiser Heinrichs Krönung.

Kaiser Heinrich ließ sich, sobald er nur die ersten seiner oben aufgezählten Feinde durch das Glück der Waffen bezwungen hatte, feyerlich zu Mainz krönen; (später noch einmal zu Aachen, weil dieß der eigentliche und Hauptkrönungsort gewesen.) Es wird dir gewiß willkommen seyn, lieber Leser, die Ceremonie einer solchen Krönung etwas näher beschrieben zu sehen, da in unseren Zeiten so etwas zur Seltenheit geworden ist.

Am Krönungstage in der Frühe wurde mit der Sturmglocke ein Zeichen gegeben, worauf die Bürgerschaft und Besatzung der Stadt die ihnen angewiesenen Plätze auf der Strasse besetzten, durch wel-

che der Krönungszug sich bewegen mußte, von der kaiserlichen Wohnung an, bis zur Kirche. Zur bestimmten Stunde begaben sich die geistlichen Churfürsten nach der Krönungskirche, angethan mit ihren Churhabiten, nämlich langen, bis auf die Erde herabhängenden Röcken von rothem Scharlach, die um den Hals und beiden Aermeln mit Hermelin ausgeschlagen waren; auf dem Haupte den Churhut tragend, der in einer viereckigen Mütze von gleichem Zeuge bestand. In der Krönungskirche legten sie die Pontifikalien an, und empfingen daselbst, nach hergebrachter Sitte, die Reichskleinodien: Reichskrone, Szepter, Reichsapfel und das Schwert von St. Moriz, welche sogleich in die kaiserliche Wohnung gebracht wurden, um den Kaiser durch die Reichserbbeamte vorgetragen werden zu können.

Inzwischen hatten sich auch die weltlichen Churfürsten versammelt, in ihren Churhabiten aus rothem Sammet, und runden Churhüten. Sie bebegaben sich zu Pferde nach der kaiserlichen Wohnung, den Kaiser abzuholen.

Nun begann die Krönungsprozession zu Pferde. An der Spitze ritten die weltlichen Churfürsten; der Kaiser selbst saß auf einem stattlichem Pferde, bekleidet mit seinem Hausornate, ohne Krone auf dem Haupte. Ueber seinem Haupte wurde ein Traghimmel gehalten, von den Magistratsmitgliedern der Wahlstadt. Unmittelbar vor dem Himmel trugen die Reichserbbeamte die Reichsinsignien zu Pferde, nämlich in der Mitte der Reichserbtruchseß den Reichsapfel, ihm zur Rechten der Reichserbkämmerer den Zepter, ihm zur Linken der Reichserbschatzmeister die

Krone; hinter diesen ritt der Reichserbschenk allein, dann der Reichserbmarschall mit dem entblößten Schwerdte von St. Moritz.

Unter der Kirchenthüre wurde der Kaiser von den geistlichen Churfürsten und der übrigen assistirenden Geistlichkeit mit Gebete und Weihwasser empfangen, und zum Betstuhle begleitet.

Ein feyerliches Hochamt begann, welches der Erzbischof Willigisius, von Mainz gehalten; vor Absingung des Evangeliums wurde dem Kaiser der Hausornat abgenommen, er zum Altare geführt, wo er niederfiel, und der konsekrirende Erzbischof ihn feyerlich fragte: ob er treu dem katholischen Glauben verbleiben, die Kirche und ihre Diener beschirmen, das ihm von Gott verliehene Reich mit Gerechtigkeit regieren, die Armen und Nothleidenden beschützen, und dem heiligen Vater Gehorsam leisten wolle? — Auf alle diese Fragen antwortete der Kaiser: Ich will — und beschwur seine Aussage durch einen körperlichen Eid auf das Evangelium.

Hierauf fragte der Consekrator die Anwesenden: Wollt ihr einem solchen Fürsten und Regierer euch unterwerfen, und sein Reich befestigen, durch Treue unterstützen und seinen Befehlen gehorsamen, nach des Apostels Worten: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, dem Könige als dem Obersten? —

Und die Anwesenden antworteten: Es soll geschehen.

Hierauf segnete der Erzbischof den Kaiser, und salbte ihn mit dem heiligen Oele, welches von einem assistireuden Bischofe abgetrocknet wurde.

Nach der Salbung wurde der Kaiser in der Chorkapelle von dem Reichserbkämmerer mit dem kaiserlichen Ornate angethan, welcher größtentheils von Karl dem Großen herrührte. Er bestand aus einem langen, braunröthlichen Mantel, der Dalmatika d. h. einem bis an die Füße reichenden Oberkleide von violetseidenem Zeuge, einem Talare darüber aus weißem, starken Taffet, zwei Gürteln zur Aufschürzung der Kleidung, ein paar Handschuhen von purpurrothseidnem Zeuge, mit Edelsteinen, Gold und Perlen besetzt, aus Strümpfen von gleichem Stoffe, Sandalen und Schuhen von karmoisinrothen Atlas.

Wieder an den Altar geführt, wurde dem Kaiser in seinem glänzenden Ornate vom Erzbischofe ein Ring an den Finger gesteckt, der Zepter in die rechte, der Reichsapfel in die linke Hand gegeben. Die drei geistlichen Churfürsten setzten ihm aber, zur Wonne der versammelten Christenheit, die Reichskrone aufs Haupt.

Nun wurde das Hochamt fortgesetzt, bei welchem der neugekrönte Kaiser opferte, und aus den Händen des Consekrators das heilige Abendmahl empfing.

Nach geendigtem Hochamte wurde der Kaiser auf den eigens dazu errichteten Thron geführt, allwo er die Glückwünsche des churfürstlichen Collegiums durch den Consekrator empfing. Bei seiner Krönung in Aachen aber wurde er, wie alle seine gekrönten Vorgänger, auf den Königsstuhl erhoben, den Carl der Große im Hochmünster der Hauptkirche unter-

halb der Orgel, auf fünf weißen, marmornen Stufen anbringen ließ.

Nach vollzogener Krönung ging der Zug, jedoch zu Fuße, in des Kaisers Wohnung zurück zur Krönungsmahlzeit. Der ganze Weg war mit einer eigens gelegten Brücke, und diese mit Tüchern von verschiedenen Farben bedecket. Lauter Jubel des Volkes erfüllte die Lüfte, und währte noch lange nach in den folgenden Tagen, Segen und Heil, dem erhabenen Kaiser, wünschend.

Werfen wir nun, ehe wir die Thaten unsers neugekrönten Helden einzeln aufzählen, noch einen allgemeinen Blick auf sein Leben, seinen Charakter, und den Geist seiner Regierung.

Heinrich, als Kaiser, entsprach vollkommen allen Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte; bei ihm kam nicht das Sprüchwort in Anwendung: Ehre verkehrt die Sitten. Die Tugenden, so er schon als Herzog besaß, schmückten als Kaiser ihn nur noch in höherem Grade. Er erkannte den großen Umfang seiner Regentenpflichten, und erfüllte sie treulich; nie verlor er aus dem Auge, zu welchem Ende ihn Gott so hoch erhoben; daher sein großer Eifer, die Ehre des Herrn, und die Würde der Kirche zu befödern, den Frieden in seinen Staaten aufrecht zu erhalten, und in Allen die Wohlfahrt seines Volkes zu begründen. Er war der liebvollste Vater der Armen; wo er hinkam, schüttete er reichliche Allmosen in ihren Schooß. Seine Hofhaltung

sollte seiner Absicht nach eine wahre Schule der Tugend seyn, nicht ein schlüpfriger Pfad der Laster, wie so oft das Leben der Höfe ist; deshalb ging er allein als leuchtender Stern voran, ermunterte alle zur Tugend, und verdiente in Wahrheit den erhabenen Beinamen, des Frommen. Eifrig sah man ihn am Hofe mit gelehrten und würdigen Geistlichen über geistliche und weltliche Dinge sich unterhalten; man sah ihn herablassend jedem Zutritt gewähren; ihn gegen Alle, ohne Unterschied des Standes Gerechtigkeit verwalten, ganz dem göttlichen Worte gemäß: „Urtheilt, was recht ist, es sey ein Bürger oder Fremdling; es sey kein Unterschied der Personen, ihr sollt den Geringen sowohl hören, als den Großen, und keines Menschen Person annehmen, denn es ist das Gericht Gottes.“ Sanftmuth und Milde waren seine Hauptwaffen, doch übte er auch weise Strenge, der Biene gleich, die zwar den Honig der Güte gegen Fromme spendet, aber auch den Stachel der Schärfe gegen Gottlose kehrt. Vollkommen konnte er mit Hiob sich rühmen: Die Gerechtigkeit war mein Kleid, mein Recht meine Hauptzierde. Ich war ein Auge des Blinden, ein Fuß des Lahmen, ein Vater der Armen, und was ich nicht verstand, dem forschte ich aufs fleißigste nach.“ —

Bei allen Staatsangelegenheiten und der liebevollsten Sorge für Andere, vergaß er aber nie das Heil seiner Seele; stundenlang betete er oft hingesunken in seiner Kapelle, wie in allen Kirchen, die

er offen fand; mit innigster Andacht wohnte er dem heiligen Meßopfer bei, empfing sehr oft das allerheiligste Altarssakrament, und verehrte besonders die Mutter des Herrn, als seine Beschützerin, tief beherzigend die Worte des Seraphischen Lehrers, des heiligen Bonaventura: „Wen du willst, o selige Jungfrau, der wird selig werden; von wem du aber dein Angesicht abwendest, der geht ins Verderben.“

Eifrigst sorgte er ferner für die Beherrschung und Anordnung seines Innern, ohne Unterlaß gedachte er, daß Stolz und eitle Ruhmbegierde die gefährlichsten aller Laster seyen, von denen besonders die Großen im Glanze der Ehre sich blenden ließen; daß man sie am schwersten entdecket, und daß sie allemal zuletzt besiegt werden in jenem geistlichen Kampfe, den wir vor unserer Krönung im Himmel hienieden bestehen müssen. Tief prägte er deßhalb seinem Herzen die Ueberzeugung ein, daß Demuth der Grundpfeiler aller Tugenden sey, und daß nach den Fortschritten in derselben unser Vorschreiten in der christlichen Vollkommenheit am sichersten bemessen werde. So hoch daher der erhabene Fürst in der Welt stand, so tief suchte er sich zu erniedrigen; daher man von ihm zu sagen pflegte, es sey noch keine so große Demuth unter dem Purpur gesehen worden. Er entfernte von sich die Schmeichler, die er als die Pest der Höfe ansah, und hielt jene für seine besten Freunde, die ihn auf seine Fehler aufmerksam machten; wenn er solche begangen hatte, gestand er sie ohne weiters ein, und suchte den zugefügten Schaden sogleich zu ersetzen. Ver-

nunft und Glaube hatten ihn gelehrt, daß die Vergnügungen, sollten sie auch noch so unschuldig seyn, immerhin gefährlich sind; daß sie die Seele zerstreuen, ihre Kraft lähmen, und den Weg zu Lastern bahnen; es sey denn, man sey stets mit wachem Auge auf der Hut. Daher mied er alle Zerstreuung sorgfältig, und richtete Geist und Sinn in allen seinen Handlungen nur aufs Höhere, so daß im wahren Sinne auf ihn die göttlichen Worte bezogen werden können: „Ich habe gefunden David, den Sohn Jesse, einen Mann nach meinem Herzen, der vollziehen wird allen meinen Willen." —

Doch genug; wir wollen unsrem Helden keine Lobrede im Voraus halten; seine Thaten selbst werden ihn genug loben, von denen in den folgenden Kapiteln die Sprache seyn wird.

Neuntes Capitel.

Kaiser Heinrichs Vermählung.

Der neue Kaiser erwarb sich die allgemeine Liebe und Achtung durch weise Verwaltung seiner Staaten, wie auch durch den Glanz aller christlichen, königlichen und kriegerischen Tugenden, die man so selten vereinigt findet. — Nur eine Hoffnung, nur einen Wunsch nährten die Reichsfürsten noch, daß der Kaiser sich vermählen möge.

Sie machten ihm daher ehrerbietigst den Vortrag: wie es nicht gut sey, daß ein regierender Fürst ledigen Standes verbleibe; wie es viel förderlicher

sey fürs Wohl des Vaterlandes, wenn er die Last der Krone mit einer treuen Gemahlin theile, damit selbst vom Throne herab das christliche Eheleben der Landesältern dem Volke, zum hohen Tugendbeispiele, vorleuchte. Dieß Anbringen der Reichsstäude fiel dem frommen Kaiser anfangs zwar schwer, indem er sich vorgenommen hatte, sein Leben ehelos zu führen. Jedoch als weiser und verständiger Herrscher willigte er endlich ein in das Begehren der Fürsten, mit der Bedingung, daß sie ihm eine Jungfrau aussuchen sollten, die würdig sey, die Kaiserkrone mit ihm zu theilen.

Die Fürsten gingen hierauf von Heinrichs Hofe weg, und begaben sich an den Rhein, auf die Burg des Pfalzgrafen Siegfried von Luxenburg, der mit seiner edlen Gemahlin Hedwigis, unter andern Kindern, auch eine liebliche Tochter erzeugte, Cunigundis; ein deutungsvoller Name, denn Cunig heißt so viel als König und Gund, so viel als Gunst; und Kunigundis ward Königin, und erwarb sich die höchste Gunst bei ihrem Ehegemahle und bei der ganzen Welt durch ihre herrlichen Tugenden.

Sie nun war es, welche die Reichsfürsten für ihren Kaiser zur Gemahlin ausgesucht. Der Vornehmste der Fürsten machte den Antrag bei der holdseligen Prinzessin. Diese aber, solch Anbringen hörend, erschrack im Herzen, demüthiglich sich entschuldigend mit den Worten; „Hohe Herrn! was verlangt ihr von mir? Ich, elende Magd des Herrn, bin viel zu schwach, bin

es nicht würdig, die kaiserliche Krone auf meinem Haupte zu tragen."

Doch die Reichsfürsten standen nicht ab von ihrer Bitte, und brachten es endlich durch starkes Zureden dahin, daß sie eingewilligt in die Vermählung mit Kaiser Heinrich, nachdem sie sich der Gnade Gottes aus innerstem Herzen anempfohlen.

Als der Kaiser zum erstenmale seine Braut erblickte, wurde er hochentzückt. Sie war so schön und reizend, wie eine Maienblüthe, von welcher die wehende Morgenluft eben den Thau abstreift; Frömmigkeit, Sanftmuth und Demuth athmete ihr ganzes Wesen, süß wie Honigseim, floß die Rede von ihren Lippen, und eine unverfälschte Gutmüthigkeit, Wohlwollen und Liebe glänzte wie Perlenschimmer, aus ihren keuschen Blicken. — Ein feyerliches Gefühl der Ehrfurcht bemächtigte sich des Kaisers ganzer Seele, Thränen entstürzten seinen Augen; denn er glaubte in ihr eine Heilige auf Erden zu sehen.

Zum Vermählungsorte des kaiserlichen Brautpaars war die Stadt Paderborn bestimmt. Es war am 10. August, des Jahres 1002, am Feste des heil. Laurentius, als Kunigundis die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne in ihr Brautgemach schimmern sah, und schnell ihr Lager verließ, Gott um Segen und Gnade anzuflehen, zu ihrem neuen Beruf. Bald darauf kamen ihre Kammerfrauen, und brachten in zierlichen Körbchen den köstlichen Brautschmuck, die herrlichen Hochzeitgewänder.

Die kaiserliche Braut wurde von ihren Aeltern in ihrem Gemache abgeholt und ihrem Bräutigame zugeführt, an dessen Seite sie im feyerlichen Zuge und unter dem Geläute der Glocken zur Kirche ging.

Voran ging ein kaiserlicher Herold; dann kamen zwölf Trabanten, mit kurzen Panzern und Helmen aus blankem Stahle, welche hohe, blinkende Spieße trugen. Diesen folgte der Kaiser mit seiner Braut, deren lange Mantelschleppe 2 Edelknaben hielten. Nach ihnen kamen die Aeltern der Kaiserin, und an sie reihten sich die andern hohen Hochzeitsgäste in geordneten Paaren.

An der festlich geschmückten Pforte der Kirche stand schon der Bischof mit seinem Geleite bereit, das hohe Brautpaar zu empfangen. Der Zug ging in die Kirche, und ein Festlied bewillkommte unter Begleitung feyerlicher Orgeltöne das kaiserliche Paar, das auf zwei eigene, für sie bestimmte Betschemmel niederkniete. Rührend war der Anblick der kaiserlichen Braut, klar und himmlisch leuchtete ihr Antlitz, in langen Flechten umwallte das dunkle Haar ihr Haupt, auf welchem die Myrthenkrone glänzte, wie von der Hand des Himmels aufgesetzt; gleich dem Morgenrothe flammte der Purpurmantel auf dem mit Gold und Edelgestein geschmückten, schneeweißen Gewande, welches die schlanken Glieder, wie ein Silberbach, der vom Blumenhügel fließt, in lieblichen Falten umwallte. Andächtig hob sie die schuldlosen Augen zum Himmel, worin, wenn sie betete, selbst ein Himmel sich zeigte.

Als die Messe zu Ende war, legte der Bischof

die Hände des hohen Brautpaares ineinander, und sprach nach gewechselten Ringen den priesterlichen Segen über dasselbe.

Bald kehrte man aus der Kirche zurück, wo nach gewechselten Kleidern die hochzeitliche Mittagstafel begann, und die ganze Feyer zwar mit voller Lustbarkeit beschlossen wurde, aber auch wie jene zu Kanaan: „in der Furcht des Herrn!“ —

Die Nacht hatte bereits ihren schwarzen Schleyer um die Gegend gebreitet, und feierliche Stille lud die milden Gäste zu süßen Schlummer ein; glühende, funkelnde Sterne am Himmelsgewölbe und des Mondes keuscher Silberglanz schauten freundlich hernieder auf das heilige Schauspiel ehelicher Enthaltsamkeit, welches die Heilige nun gegeben.

Kunigundis hatte nämlich schon vor ihrer Hochzeitfeyer das Gelübde einer immerwährenden Keuschheit abgelegt, und in lebenslanger Geschiedenheit von allem irdischen Genusse und fleischlicher Lust zu bleiben, und Gott als ein von der Sinnenwelt befreites Wesen zu dienen und ihm nachzustreben. Auch jetzt in der Ehe, in der schönsten Blüthe der Jugend, wollte sie treu bei diesem Gelübde verharren, selbst erlaubten Trieben nicht nachgeben, und Gott zu Liebe die Gefühle unterdrücken, die ihr die Natur ins Herz gelegt; umgeben von dem Sinnenreize der Welt und der kaiserlichen Pracht wollte sie ihr Gemüth losreißen von derselben, und ganz einer hohen, himmlischen Liebe weihen. Aus heiligem Antriebe und hoher Seelenstärke wollte sie

dem süßen Glücke der Frauen, Mutter zu werden, und fortzuleben im eigenen, unschuldigen Kinde, freiwillig entsagen. Sie eröffnete diesen ihren Entschluß jetzt dem Gemahle: „Glaubet aber nicht, theuerer Gemahl, setzte sie am Schlusse hinzu — daß ich euch mein Herz entreißen will; ich liebe euch unaussprechlich, ich habe euch von der ersten Minute an geliebt, und werde nie in diesen Gefühlen gegen euch erkalten, euch in allen Verhältnissen des Lebens unterstützen und mit unerschütterlicher Treue begleiten; ich kenne die Pflichten eines Weibes, und werde sie immer gewissenhaft erfüllen, und in Noth und Tod nicht von eurer Seite weichen; denn sonst wäre mein Beginnen eine Kleinigkeit. Aber stört mich nicht in meinem hohen Vorhaben, edler Gemahl; verpfichtet zur heiligen Liebe, zur Entsagung ehlichen Genusses, erlaubt mir, immer allein, und abgesondert von euch zu wohnen. Ihr könnt zwar befehlen, ihr könnt mich zwingen, das weiß ich, — ihr seyd ein Fürst, und ich bin euer Weib; — aber wißt auch, daß mir der Muth nicht mangelt, mein Leben augenblicklich zu beschließen, wenn ihr die Gewalt der Billigkeit vorziehen, und den Schutz der Kirche nicht achten solltet, den sie mir auf mein Anrufen gewähren wird." —

Tief ergriffen im Gemüthe über diese hohe Seelenstärke, so übernatürliche Engelsreinheit sank der Gemahl ihr zu Füßen, wie einem überirdischen Wesen, und gelobte es ihr heilig, keinen Schritt zu thun, der ihrem Gelübde zuwider, ihr hohes, heiliges Vorhaben stören könne. Wie einst der junge Tobias, rief er im Herzen zum Herrn: „Herr! du weißt es, daß ich diese meine Schwester nicht fleischlicher Lust halber zum Weibe nehme," — und ging sogleich in ein von dem ihren gesondertes Gemach.

Und so waren beide einverstanden, eine englische Keuschheit, selbst im ehelichen Leben zu bewahren, rein und unverletzt; der heilige Kaiser innig seine Gemahlin liebend, nannte sie Schwester, und sie den lieben Gemahl, ihren Bruder. Eine so heilige Verpflichtung war aber weit entfernt, ihrer Einigkeit nachtheilig zu seyn, sondern knüpfte ihre Bande nur noch inniger und fester; Heinrich war immer der wohlwollende, zuvorkommende, ihren Gewissenszwang ehrende Gemahl; Kunigundis verblieb immer die thätigste, freundliche und hülfreiche Gattin, wenn ihre Hülfe von Nöthen war. So lebten beide, wie Lilien grünend und blühend, vor dem Herrn, rein und heilig, wie Joseph und Maria; das Band, das sie verknüpfte, bestand aus dem reinsten Golde — der keuschesten Liebe; ihre Ehe war ein krystallheller Brunnen, aus dem sie nur reines, klares Wasser schöpften, da sie nie hinunter auf den leimigten, trüben Grund der Sinnlichkeit gedrungen, und im höchsten und vollkommensten Sinne ist

auf sie die Lehre des heiligen Apostels Paulus anzuwenden: „der Ehestand sey ehrbar und ehrenwerth, das Ehebett unbefleckt.“ —

Neuntes Capitel.

Ungerechter Verdacht gegen die Kaiserin Kunigundis.

Unergründlich ist die Macht des Teufels; an ihm, dem Fürsten der Finsterniß haben wir einen starken, versteckten Feind, der uns stets beunruhigt, und uns mächtig schaden kann. Wahr sagt daher der heilige Augustin: „Wer ist ärger, als unser Widersacher, der Teufel? Er hat den Krieg in dem Himmel angerichtet; den Betrug im Paradiese; den Haß unter den ersten Brüdern; in alle unsre Werke hat er das Unkraut gesät; in dem Essen erregt er den Fraß, in der Geschlechtsfortpflanzung die Unzucht, in der Uebung die Faulheit, im Umgange den Neid, in Ermahnung den Zorn, im Herrschen die Hoffart und den Stolz, im Herzen böse Gedanken: im Munde falsche Reden, in den Gliedern ungebührende Wirkungen, im Wachen bewegt er zu bösen Worten, im Schlafe erweckt er unkeusche Träume; die Fröhlichen bewegt er zur Ausgelassenheit, die Traurigen zur Verzweiflung, und damit ich kurz rede, alle Uebel der Welt sind durch seine Bosheiten entstanden.“ — Deshalb ermuntert uns auch der Apostel Paulus zum Streite und Kampfe mit folgenden Worten: „Ziehet an den Harnisch Gottes, damit ihr bestehet gegen den listigen Anlauf des Teufels“, d. h. mit andern

Worten, bedient euch geistlicher Waffen, der Tugend, der Sittlichkeit, der Weisheit und des Verstandes, um die Angriffe des Bösen zu vernichten.

So hatte auch, wie die heiligen Legenden berichten, der höllische Geist mehrere Jahre schon den stillen, keuschen Seelenfrieden, das hohe himmlische Glück der Einigkeit unseres Kaiserpaars mit Neid und Grolle angesehen; sein teuflisches Bestreben war es daher, den Brand der Zwietracht in diesen friedlichen Tempel zu werfen, und durch ungerechte Verläumdung die heilige Kunigundis bei ihrem kaiserlichen Ehegemahle in Verdacht zu bringen. Und hiezu benutzte er folgende Gelegenheit.

Kunigundis hatte nämlich schon seit längerer Zeit aus ihrem ganzen Dienstgefolge einen jungen Edelknaben vorgezogen, und ihn seiner Tugend und Gottesfurcht wegen besonders liebgewonnen. Der fromme Jüngling, arm und älternlos, war seiner Gebieterin in edler, keuscher Liebe ergeben; jeder, auch selbst der geringste Wunsch, der von dem schönen Munde der Kaiserin floß, oder den er ihren Mienen ablauschte, war ihm schon so viel, als Befehl. Die Sanftmuth und Milde, womit sie ihn behandelte, lockten jedesmal Thränen in seine Augen, und mit Freudigkeit hätte er selbst die bittersten Launen von ihr ertragen, wären Unmuth und Zorn nicht Fremdlinge gewesen in Kunigundis reiner, himmlischer Seele. Früh vom ersten Scheine des Tages an, bis spät Abends die Glocke zur Vesper rief, lebte er nur ihrem Dienste, und glaubte, nimmer genug gethan zu haben. Und sprach die Kaiserin

manchmal: „Mache dir's nun bequem, du hast für heute genug gethan!" — Da ward ihm gleich das Auge feucht, und manche Thräne träufelte auf die blühenden Wangen hernieder; denn er dachte gegen seine Pflicht zu handeln, dürfte er sich nicht im Dienste für seine hohe Herrin ermüden und ermatten.

So bestand sein ganzes Glück nur darin, Kunigunden dienen zu können, die er nicht blos wie seine Gebieterin und Kaiserin, nein wie seine Mutter verehrte, und mit kindlicher Liebe liebte. Auch die Kaiserin hielt ihn nicht als einen Diener, sein edles Gemüth, sein frommer Sinn, seine Furcht des Herrn gaben ihm Kindesrechte; mit stiller herzlicher Lust hing ihr klares Auge an den wohlgebildeten Zügen seines Angesichts, das ein treuer Spiegel seiner reinen kindlichen Seele war; mit wahrhaft mütterlicher Liebe erwiderte sie seine Gefühle und liebte ihn, wie einen Sohn, den ihr der gütige Himmel gleichsam als süßen Ersatz verleihen wollte, für die Freuden, auf die sie kraft ihres freiwilligen Gelübdes verzichtete.

Aber das Hohe und Heilige wird von gemeinen, niedren Naturen nicht nur nicht begriffen und mißverstanden, sondern selbst oft absichtlich mißdeutet, verleumdet, herabgewürdigt, in den Staub gezogen. Auf das glänzendste Schneegewand der Tugend wirft oft neidische Bosheit ihren Schmutz; über die zartesten Lilienblüthen der Unschuld fährt oft der vergiftende Pesthauch der Verleumdung.

So geschah es auch hier. Mit Neid und Scheelsucht sahen ein paar Höflinge — (wohl das einzige

Unkraut an Heinrichs sonst tugendhaftem Hofe) — das reine, unschuldige Verhältniß der Kaiserin und des Edelknaben; schon lange schwoll ihre schwarze Seele von Schadenlust und Rache gegen Kunigunden, die ihnen doch nie etwas zu Leide gethan hatte. Jetzt eben glaubten sie ein Mittel gefunden zu haben, ihren verhaltenen Groll auslassen zu können. Der Satan, der längst schon in ihre Herzen geschaut, und ihre Seelen als sein Eigenthum betrachtete, hoffte gleichfalls in diesen beiden Höflingen das beste Werkzeug zu finden, seine eigenen Plane gen Kunigunden zu bewerkstelligen. Er flüsterte ihnen deshalb immer neue und böse Gedanken ein, und unterstützte und stärkte sie so in ihrem Vorhaben, das sie auch rasch und schnell vollführten.

Eines Tags, als der Kaiser gerade mit ihnen sehr vertraut war, hob der erste dieser Höflinge voll Arglist also an: „Wie glücklich seyd ihr doch mein Herr und Kaiser. Ihr besitzt nicht nur die Liebe eures Volkes, nein auch im eigenen Hause bewahrt ihr die schönste Blume des Vaterlandes, die Krone der Frauen, als holde Gemahlin!"

„Ja wohl die Krone der Frauen! entgegnete der Kaiser, — nicht blos durch äußere Schönheit, nein auch durch Seelenschönheit — durch Tugend und Treue."

„Ja, auch durch Tugend und Treue! — fuhr der arglistige Verleumder fort — und ihr thut recht, ihren Fehltritt zu übersehen; denn mit dem Teufel muß es zugegangen seyn, daß einem gebornen Knech-

te es gelungen ist, so hohe Tugend und Treue zu berücken."

„Was sprichst du da, fiel ihm der Kaiser ins Wort, und finster rollten dabei seine Augenbraunen — von Tugend und Treue berücken? Kunigundis Tugend und Treue steht fest, und kein Verführer wird, hoffe ich, je sie berücken können."

„Unglaublich scheint es! — sprach der Höfling, — und doch — ihr müßt es nun einmal wissen! es fällt meinem Herzen unendlich schwer, euch die traurige Nachricht zu hinterbringen; allein es ist meine Pflicht. Und überdieß ist es am Hofe so ziemlich bekannt, und würde euch schwerlich länger verborgen werden."

Dolchstiche waren diese Worte für des Kaisers Brust, der mit hastiger Ungeduld kaum erwarten konnte, was der Höfling ihm zu hinterbringen habe. Dieser nun mit feinem arglistigen Tone fuhr fort, Kunigunden anzuklagen, sie eines geheimen Verständnisses, eines verbotenen Umganges mit ihrem jungen Edelknaben zu beschuldigen. Dieser Nachricht stimmte auch der andere Höfling bei, und beide drangen heftig in den Kaiser, eine so entehrende That seiner Gemahlin strenge zu ahnden, um so mehr, da bereits viel am Hofe darüber gesprochen würde. —

Wie ein Donner aus heitern Himmelshöhen traf diese Nachricht anfangs unsern Kaiser. Wohl sah er es selbst oft, in welchem Ansehen der Edelknabe bei Kunigunden stand, wie sie ihn mit besonderer Achtung auszeichnete, selbst seine kleinsten Ge-

fälligkeiten wohlgefällig aufnahm; wohl sah er oft, wie er bei der Tafel nicht von ihrer Seite ging, in der Kirche, bei jedem Feste sie begleitete. Bittere Reue fing beinahe an, sein Herz zu beschleichen, daß er sich der verlassenen Waise angenommen, sie zum Dienste bei seiner Gemahlin auserkoren, und so gleichsam eine Schlange an seinem Busen genährt habe. Aber noch suchte er tief den Groll in seinem Innern zu unterdrücken, und wollte nicht die heilige Blüthe, was ihm Kunigundis war, mit Rache antasten, bevor er nicht völlige Ueberzeugung hätte. Er konnte so schlimmes nicht von ihr glauben, sein Gemüth sträubte sich krampfhaft gegen die Nachrede, und durch tausend, zarte Entschuldigungen suchte er bei den beiden Höflingen ihren Engelnamen rein zu erhalten.

Die Verleumder waren jedoch zu schlau, und in ihrem Handwerke zu erfahren, — als daß sie nicht alle Einwendungen des Kaisers entkräften konnten, und endlich mit vieler Mühe, wirklich einen grämlichen Argwohn in seiner Brust gegen die Treue seiner Gemahlin erregten, und fortwährend es versuchten, das Feuer noch mehr anzufachen, und den Kaiser zu grausamer Strafe anzuspornen.

Doch dieser mit hochsinniger Selbstbeherrschung, die nur erhabenen Gemüthern eigen ist, um sie über den Staub leidenschaftlicher Schwächlinge zu erheben, gab nicht blindlings ihren Einflüsterungen Gehör; er wollte erst untersuchen, um nicht im Nebel der Leidenschaft am bloßen Scheine sich zu irren, und dann erst strafen, nach der Strenge des Gesetzes.

Vor allen wollte er seine Gemahlin selbst zu Rede stellen, und ließ sie deshalb zu sich berufen. Reizender als jemals erschien Kunigundis auf seinem Befehle vor ihm, in ihren Blicken leuchtete Unschuld und Liebe, wie Sonnenglanz durch sanfte Frühlingsblätter, auf allen ihren Mienen drückte sich nur süßes Wohlwollen gegen den theuren Gemahl aus, und dem Kaiser gereute es schier, sie gerufen zu haben, indem er nicht denken konnte, daß alles dieß nur Lüge sey, nur Schlangenklugheit, die unter Paradiesesfarben und Schmeicheltönen sich zu verstecken pflege.

Mit sanfter Milde hielt er ihr das Vergehen vor, dessen man sie beschuldigte, und bat, beschwor sie, bei den schönsten Stunden der Liebe, wo Beide Gott am innigsten geliebt, — bei den Wunden des Heilands, bei den bittren Schmerzen der Gnadenmutter, sich doch ob dieses schändlichen Verdachtes zu verantworten, zu reinigen.

Kunigundis erschrack im tiefsten Grunde der Seele, als sie die Anschuldigung gehört; anfangs wußte sie nicht gleich, was sie sagen sollte, um den gekränkten Kaiser zu beruhigen. Mehr betrübt durch das Aergerniß, welches hieraus entstand, als über die Verdemüthigung, welche dadurch über sie kam, seufzte sie vom Herzen, erhob ihre Augen zum Himmel, und sprach: „Gott weiß es, daß ich unschuldig bin, und nicht den geringsten Theil habe an dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt. Doch die Wahrheit soll aus

Tageslicht kommen. Denn wohl weiß ich, was die heilige Schrift sagt: daß derjenige grausam und gleichsam kein Mensch sey, der seine Ehre, an der er angegriffen wurde, nicht vertheidigt. Zwar könnte ich, mein theurer Gemahl, dir jetzt auf der Stelle meine Unschuld beweisen; allein, da durch diese Anklage zugleich ein öffentliches Aergerniß entstand, so will ich auch öffentlich und vor Aller Augen mich von jedem, selbst dem geringsten Verdachte reinigen. Der Allmächtige, dessen Schutze ich mich empfehle, wolle meine Unschuld bestätigen durch sein eigenes, göttliches Siegel. Ich verlange daher, daß man viele Fürsten und Räthe zusammenberufe, die da Gericht halten sollen über mich, und wie ihr Urtheil ausfallen möge, ich werde mich um Gottes Willen demselben geduldig unterwerfen." —

Kunigundis sprach diese Worte mit einem Tone, der dem Kaiser tief zu Herzen ging; unendlich schwer ward es ihm, Gericht zu halten über sie, mit allen ihren Zauber, mit all' ihrer Liebenswürdigkeit.

Doch sie bestand darauf, und er mußte nachgeben.

Des andern Tages versammelte der Kaiser die Fürsten und Herrn, und befahl ihnen, sich zu Gericht zu setzen. Auch die Kaiserin wurde berufen; sie erschien mit zwar betrübten Antlitz; aber eine

starke Hoffnung, mächtiges Vertrauen auf Gott und seinen Beistand hob ihre Brust.

Da begehrte der Kaiser von den Fürsten, sie sollten ein Urtheil sprechen über eine Ehefrau, die man beschuldigt, ihre eheliche Treue gebrochen zu haben.

Des Reiches Pfalzgraf, der Vorstand des Reichsgerichts trat nun hervor, das Gesetzbuch aufrollend, aus welchem er, mit den Händen einen weißen Stab emporhebend, folgende Satzung vorlas:

„Falls ein Weib verklagt zur bösen Stund,
Und gereinigt sie nicht hat ihr Mund,
Noch der Zeugen unverfälschter Eid,
Römisch Kaiser und das Reich gebeut:
Daß, sey sie von edlem Geschlecht,
Sey ihr Mann ein Freyer, oder ein Knecht:
Sie die Feuerprob' hab' zu besteh'n,
Um schuldig oder unschuldig hervorzugeh'n;
Bleibt von des Feuers Glut sie unversehrt,
Hat ihr' Unschuld dadurch sie bewährt;
Unterliegt sie aber des Feuers Macht,
Wird als schuldig sie zum Tode gebracht.

Also ha'n wir Kaiser und das Reich
Für das Recht gesazet und für uns zugleich;
Weil Wir, wenn auch Kaiser, doch ein Ritter gut,
Und des Hauses Ehre waschen muß das Blut.
Die im Reich uns folgen, sollen's lassen stahn,
Was von Ehrenwegen wir gesatzet ha'n." —

Solche grausame Beweise der Schuld oder Unschuld waren damals in den grauen Tagen des Mit-

telalters, — wo der menschliche Geist in so mancherlei Vorurtheilen und Schwachheiten gefangen saß, ein ganz gewöhnliches Herkommen, das oft zu unseligem Mißbrauche Veranlassung gab, aber hier bei Kunigundis sich als wunderbaren Fingerzeig Gottes bewährte.

Und der Kaiser hörte die Satzung, die er erfüllen mußte; denn wenn das Gesetz gebeut, ist selbst der Kaiser Knecht. Es galt das Leben der eigenen, theuren Gemahlin: noch nie wurde ihm seine Regentenpflicht so schwer, als jetzt. Mit bebender Stimme sprach er nun zu den Fürsten: „Diese — und dabei deutete er auf Kunigundis — ist bei mir des Ehebruchs beschuldigt worden.“ —

Da erschracken die Fürsten alle von Herzen; denn alle hielten Kunigunden für das reinste Frauenbild, das je deu Thron geziert. Alle hofften, sie werde sich entschuldigen, und reinigen von dem schimpflichen Verdachte. Doch die heilige, in ihrer Seele von jedem Vorwurfe frey, schwieg still.

Darob erstaunten die Fürsten, und von tiefem Mitleid bewegt mit der unglücklichen Kaiserin, sprachen sie denn aus: „es solle, da sich die Angeschuldigte nicht vertheidigt habe, wie billig das Urtheil über sie gesprochen werden, und sie die Feuerprobe zu bestehen haben.“

Kunigundis erbebte nicht vor diesem Urtheilsspruche; gefaßt und ruhig trat sie zu ihren Richtern hin, und sprach mit dem Muthe der keuschen Susanna: „Durch Worte wollte ich mich nicht

vertheidigen; durch die That will ich meine Unschuld erweisen, öffentlich darthun, wie falsch man mich bei meinem Ehegemahle angeklagt hat. Freiwillig und gerne übergebe ich mich dem Gottesgerichte, und durch seine göttliche Eingebung will ich das Urtheil selbst über mich fällen. Und so verlange ich denn, daß man fünfzehn Pflugeisen glühend mache, über die ich mit bloßen Füßen schreiten will. Der Herr, der in mein Herz sieht, wird mich bewahren und beschützen!"

Also sprach die Kaiserin; der Kaiser und die Fürsten hörten es mit inniger Rührung, und Thränen glänzten in aller Augen.

Zum Schlusse nahm noch der Kaiser das Wort und sprach: „Wohlan! — so tief es auch mein Herz zerreißt, ich bestätige das Urtheil. Ein Gottesgericht entscheide! — Aber kraft meiner kaiserlichen Gewalt füge ich noch die Bestimmung bei, daß, wenn die Angeklagte ihre Unschuld beweißt, (und eine innere Stimme scheint es mir zu bejahen) — die ganze Versammlung ein gerechtes, und schreckliches Urtheil über ihre Ankläger fällen solle." —

So sprach der Kaiser, und sein Vorschlag fand Beifall. Der Tag wurde hierauf bestimmt, an welchem Kunigundis die Probe zu bestehen hatte.

Zehntes Capitel.

Die Feuerprobe.

Noch hatte die aufgehende Sonne ihr purpurrothes Strahlenlicht über das Schneegewand der Erde nicht verbreitet — es war im Dezembermond, (wie die Legende sagt) vor dem Tage der heiligen Barbara, der Schutzpatronin unserer Kunigundis, — da lag die Kaiserin schon im Gebete in der Kirche, sich Kraft zu erbitten und Stärke zu der gefährlichen Probe. Es schien, als ob selbst der Strahl des nahenden Morgens mit ihr gefleht; denn das Gotteshaus, das vorher noch dunkel war, wie die Gruft, glomm plötzlich in einem Flammenmeere goldener Düfte. Die Heiligenbilder in den Nischen schienen zu glühen, als wollten sie die theure Schwester vom Dunkel absondern und trennen. Und der Engel des Friedens und der Stärke träufelte Balsam in ihr reines Herz; mit tiefer Seelenruhe hörte sie noch die heilige Messe, ließ sich vom Bischofe einsegnen, und schritt sodann zum wichtigen Werke.

Der ganze Hof war bereits versammelt auf dem großen Hofraume der kaiserlichen Burg zu Bamberg; alle Damen und Ritter saßen in der Runde um den Thron des Kaisers, welcher sich in der Mitte erhob. Eine Menge Volkes war ausserhalb des Kreises ein Zuschauer des rührenden Schauspiels. Zwei Hofknechte schürten in einem großen Kamine Feuer an, das sie durch Bälge zu immer größerer Flamme

anbliesen, als gälte es, Felsen zu verglasen. Fünfzehn Pflugschaaren lagen darinnen, und glühten schon gleich dem Drachen, der mit feurigem Schweife die Luft durchzieht. Blaue Funken sprühten aus der Gluth, welche die gähnende Nacht des hohen Schornsteines erhellte.

Kunigundis erschien, — und auf alle machte ihr Anblick einen wunderbaren Eindruck; alle wünschten der unglücklichen Fürstin einen guten Ausgang im Stillen. Sanft und heiter leuchtete ihr Gesicht, wie das eines Engels, der die klaren Blicke zur Erde sendet; gleich dem gefalleuen Schnee im Morgenrothe glänzten ihre Füße, und ein mit Rosenschmelz gesticktes grünes Kleid umwallte ihre schlanke Gestalt. Zwei Ordensgeistliche führten sie zu dem verhängnißvollen Kamine, allwo ihr und dem Eisen der letzte Segen ertheilt wurde.

Der Kaiser sah mit finsterem Blicke zur Erde — Reue, Schaam, Verzweiflung, Liebe und Verdruß kämpften in seiner bestürmten Seele mit giftigen Waffen. Er hätte der angeschuldigten Gemahlin tausendmal lieber vergeben, falls sie schuldig wäre, als daß er sie hier so grausam der Schaam und den Qualen des Feuers Preis gegeben.

Jetzt wandte sich Kunigunde noch einmal an die Versammlung, und redete sie mit bebender Stimme an:

„Euch alle, ihr Ritter und Frauen, wird bekannt seyn, warum ich heute vor

euch erscheine: Ich will durch Gottes Zeichen die Richtigkeit einer Beschuldigung darlegen und beweisen, die mir Menschen- und Vaterlandsfeinde angedichtet haben. Gott! der Erschaffer Himmels und der Erde, mein Jesu, Erlöser und Seligmacher, erkennt alle Herzen, die guten und die bösen; er kennt auch mein Herz und meine Unschuld; er wird sich heute meiner erbarmen, mein Richter seyn, mich erlösen! Auf ihn setze ich alle meine Hoffnung — er wird mir helfen!" —

Da hörte sie eine Stimme vom Himmel zu ihrem Herzen sprechen: „Sey getrost meine treue Dienerin! fürchte dich nicht, ich will mit dir seyn, und dir beistehen, und dich nicht verlassen! Vollbringe mit fröhlichem Herzen, was du dir vorgenommen hast!" — Und mit hohem, gottbegeisterten Muthe, der strahlend aus ihren Augen glänzte, und ihre Wangen mit heiliger Röthe überzog, — ergriff sie sogleich eine Schaar nach der andern mit bloßen Händen, und trug sie auf den Boden vor die Versammlung hin, indeß ihr aus allen Augen der Zuschauer Thränen des Mitleids und der glücklichsten Wünsche entgegenfloßen. Unverletzt an ihren Lilienhänden hatte sie die grausame Arbeit vollendet; aber nun war das Schwierigste und Grausamste noch zu vollbringen. Der Kaiser konnte sein Mitleid nicht mehr bergen; er befahl ihr die Probe nicht weiter auszuführen, allein Kunigunde legte die Sanda-

len ab; und betrat die glühende Bahn mit bloßen Füßen, dreimal schritt sie darüber hin, indem sie ausrief: So wahr ich unverletzt über diese glühende Schaaren hingehe, so wahr bin ich schuldlos — und da sie ihre Füße zeigte, war keine Verletzung und kein Mackel daran zu sehen oder zu spüren.

„Der Herr sey gelobt! — rief die Versammlung, sie ist schuldlos! Es lebe die Kaiserin!“ —

Der Kaiser riß sich aus der Betäubung empor, und sank auf seine Kniee gegen die beleidigte Gattin nieder, die wie ein verklärter Engel im Triumphe vor ihm da stand, er flehte, wie ein Büßender, um Vergebung.

„Ich bin nicht beleidigt worden mein Gemahl, sagte sie sanft, und hob ihn auf, — vernehmt aber durch dieß Beispiel, daß Verleumder nicht immer wahr reden, und daß Fürsten nichts mehr zu vermeiden haben, als blosen Gerüchten und üblen Nachreden Gehör und Glauben zu schenken.“—

„Sagt nun ihr Ritter und Frauen meines Hofes, sprach jetzt der Kaiser, welche Strafe verdienen Böswichter, die ihren Herrn so hintergehen, und die Unschuld antasten?“

Alle erklärten einstimmig, daß man solche Männer zum Tode verurtheilen solle.

„Hier sind die Verräther, welche dieß Urtheil trifft!“ entgegnete der Kaiser, und deutete dabei auf

jene Ritter hin im Kreise, die durch boshaftes Anstiften ihn zu diesem Schritte bewogen hatten.

Kunigundis erkannte in ihnen sogleich ihre Feinde, und sprach: „Leicht kann ich mir es denken, mein Gemahl! daß diese mich verleumdeten, die ich schon längst für meine stillen Feinde hielt, die geheimen Groll gegen mich hegten, ohne daß ich ihnen nur die mindeste Veranlassung gegeben. Gleich anfangs, als du mir mein Vergehen vorhieltest, dachte ich bei mir, daß die Anklage von Niemand anderem herrühren könne, als von diesen Rittern."

„Ha! die Bösewichter! — schrie der Kaiser — aber, sagte er besänftigt, konntest du mir nicht eine Sylbe davon sagen?"

„Man soll auch in der dringendsten Noth keinen Verräther machen, mein Gemahl — entgegnete Kunigundis, mein Herz billigte diese Rache nicht!"—

Diese Güte, Liebe und Sanftmuth, der wunderbare Beweis ihrer Unschuld hatte selbst die verstockten Herzen dieser Bösewichter aufs tiefste gerührt; augenblicklich stürzten sie aus dem Kreise hervor, und warfen, Thränen der Reue im Auge, sich dem Kaiser zu Füßen, um Gnade und Verzeihung flehend.

Der Kaiser aber verurtheilte sie zum Tode. Das Volk freute sich dieser Rache: denn alles war aufgebracht gegen die schändlichen Verleumder.

Kunigunde aber bat ihren Gemahl so lange, bis er das Urtheil widerrief, und die Treulosen über die Gränze des Reiches nach Italien bringen ließ.

Heinrich suchte nun durch ausgezeichnete Güte bei seiner Gemahlin jene Uebereilung wieder gut zu machen — und freute sich, daß das Volk, der Adel und der gesammte Hof von ihrer Unschuld so völlig überführt war.

Kunigundis war ihm aber nach, wie vor, die freundliche, thätige, hülfreiche Gattin, und ließ ihm in keiner einzigen harten Sylbe sein grausames Benehmen entgelten. Beide lebten sofort in der innigsten Vereinigung, und suchten in Allem nur Mittel, die Ehre Gottes und das Wachsthum der Gottseligkeit zu befördern.

Das Jahr, in welchem diese That geschehen, wird von den Geschichtschreibern auf 1017 angegeben. Zur Erinnerung an diese Handlung wurde an demselben Platze eine Kapelle errichtet, die viele Jahrhunderte zwischen der alten Hofhaltung und der Domkirche gestanden ist.

Eilftes Capitel.

Kaiser Heinrichs Feldzüge gegen die Feinde der christlichen Kirche.

Heinrich war von Natur ein friedsamer Fürst; nur zum Schutze seines Volkes, oder zur Ehre Got-

tes ergriff er die Waffen. Von ihm gilt, was der weise Syrach von Josue sagt: „er war ein starker Held im Streite, ein großer Mann nach seinem Namen, vortrefflich zum Heile der Auserwählten Gottes, die Feinde zu bestreiten." —

Wir haben schon oben gehört, wie er gleich beim Antritte seiner Regierung einige Rebellen bezwang; zwei Jahre darauf erstickte er auch einen Aufruhr, der in Italien ausgebrochen war. Markgraf Harduin, ein alter Feind Heinrichs, hatte sich dort als König aufgeworfen, und ein mächtiges Heer von Meuterern und Landes-Verräthern um sich her versammelt. Unsrem Heinrich, als deutschen Kaiser, gebührte jedoch auch die Krone Italiens; er zog daher mit einer starken Armee gegen die Rebellen zu Felde. Schon seine erste Ankunft erregte einen solchen Schrecken, daß Harduin, der Rebellen-Anführer die Flucht ergriff, und alle lombardischen Städte dem Kaiser Heinrich ihre Thore öffneten. Harduin hatte inzwischen sich noch immer einigen Anhang zu verschaffen gesucht, und empörte sich auf's neue, gegen den sich sicher wähnenden Kaiser. Heinrich brach wiederholt gegen ihn auf, schlug ihn gänzlich in einem Treffen, und nahm demselben alle seine Besitzungen weg; doch am Leben ließ er ihn ungestraft. Harduin trat in ein Kloster, und nahm das Ordens-Kleid.

Nachdem er auf diese Weise die Ruhe in Italien hergestellt hatte, kehrte er wieder nach Teutschland zurück, nahm seinen Marsch nach Waldeck, wo

das Schwert des heiligen Martyrers Adrian, als heiliges Kleinod aufbewahrt und verehrt wurde.

Mit diesem Schwerte umgürtete sich Heinrich, als ihm in der Folge die Nachricht hinterbracht wurde, die heidnischen Völker in Böhmen, Polen und Slavonien hätten mehrere christliche Kirchen, und besonders das Bisthum Merseburg zerstört und verheert. Er versammelte den Kern seines Kriegsheeres um sich, und zog gegen die heidnischen Feinde sogleich zu Felde.

Am Vorabende des Treffens hatte der Held mit seinem ganzen Heere das heilige Abendmahl genossen, um sich desto inniger mit Gott zu vereinigen, und Kraft und Stärke zum Siege zu erhalten. Vor Aller Augen fiel er auf die Kniee nieder, hob die Augen gen Himmel, und rief, das Schwert des heiligen Adrians hoch empor haltend: „Herr! richte die Leute, die mich beschädigen, und streite wider die, so mich bestreiten. Ergreife die Waffen und den Schild, und stehe auf, mir zu helfen.“ — Und als er auf das Schlachtfeld gekommen, wo vorher zu Ehren des heiligen Laurentius der Merseburger Dom gestanden, und gesehen, daß die Kirche ganz verwüstet, seufzte er von Herzen, und that das feierliche Gelübde, den Bischofs-Sitz von Merseburg wieder herzustellen, wenn er siegen würde.

Hörnerschall und lautes Getöse verkündete inzwischen die Ankunft des feindlichen Heeres; dicht, wie ein Wald, wimmelte es von feindlichen

Fahnen und Kriegszeichen; unabsehbar, wie ein wogendes Meer, spiegelten sich ihre Speere und Schilde im Glanze der Sonne, und feuersprühende Blicke, drohten wie flammende Pfeile, das christliche Heer zu verschlingen.

Da sprach der begeisterte Kaiser seinen Kriegern Muth in's Herz, hob nochmals seine Blicke gen Himmel, und empfahl sein ganzes Kriegsheer dem Schutze Gottes und der heiligen Martyrer Laurentius, Georgius und Adrianus, ausrufend mit dem König David: „O Gott! der du gleich Anfangs die Kriege zernichtest: Erhebe deinen starken Arm über die Heiden, so da arges von deinen Dienern denken, errette uns o Gott! von unsren Feinden! Treibe sie um, wie ein Rad, und wie die Stoppeln im Wehen des Windes.“

Und es ergriff ihm die Seele mit Gottesgewalt; seine Augen leuchteten, und wie die Legende berichtet, sah er aus goldnem Thore des Himmels die drei Heiligen: Laurentius, Georgius und Adrianus herniedersteigen, an die Spitze seines Heeres sich stellen, und gegen die Feinde streiten, wie es einst vor Zeiten ein Engel gegen das Kriegsvolk des Königs Senacherib gethan. Die Barbaren wurden gleich am Anfange des Gefechts von plötzlicher Furcht ergriffen, weßhalb sie sich zerstreuten, und ohne Widerstand ergaben. Die Christen siegten, ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben. Der Kaiser erkannte den plötzlichen Beistand, fiel freudig auf die Erde nieder, und brachte dem Allerhöchsten

seinen Dank in folgenden Worten: „Wir loben und preisen dich, o König des Himmels und der Erde, der du den Hoffärtigen dich widersetzest, den Demüthigen aber deine Gnade ertheilest, der du diejenigen in Schutz nimmst, die dich von Herzen lieben. Heute hast du gegen die Heiden deine Gewalt gezeigt, da du uns den Sieg verliehen. Für diese Gnade sagen wir dir unendlichen Dank!"

Gleich darauf hat der Kaiser seinem gethanen Gelübde Genüge geleistet, und die von den Heiden niedergerissene Domkirche zu Merseburg mit großem Prachtaufwande wieder auferbaut, und mit vielen Gütern reichlich begabt; nach Polen und Böhmen schickte er auch eifrige Glaubens-Prediger, um da die Heiden in den Schoos der Kirche einzuführen. —

Nebst den oben erwähnten Siegen trug Heinrich seinen Siegesruhm auch nach Apulien, wo er das Land von den Griechen und Sarazenen reinigte, die es Jahre lang in Besitz hatten. Mit ausgesuchter Mannschaft rückte er vor die Stadt Troja, die sich ihm nicht freiwillig ergeben wollte; vom Eifer Gottes angetrieben that er den heiligen Schwur, die Stadt vom Grunde aus zu zerstören, wenn sie nicht in Güte sich ergeben wolle. Die Bürger geriethen darüber höchlich in Schrecken; da sie aber vom griechischen König Basilius Hülfstruppen erwarteten, hielten sie vier Monate lang die Belagerung aus, und fügten dem Kaiser durch mehrere Ausfälle ziemlichen Schaden zu. Dieser aber wieder-

holte seine Drohungen, und setzte der Stadt mit solcher Gewalt zu, daß die Belagerten, da kein Sukkurs erfolgen wollte, in die höchste Angst versetzt wurden.

Die Vornehmsten unter ihnen gingen deßhalb miteinander zu Rathe, was zu thun wäre, um den Zorn des Königs zu lindern. Da kamen sie endlich dahin überein, eine Gesandtschaft in's kaiserliche Lager zu schicken, die um Gnade flehen sollte, und hierzu wurde einer der ältesten Männer gewählt, umgeben von einer Schaar unschuldiger Kinder.

Heinrich saß eines Morgens einsam in seinem Zelte, bei sich nachdenkend, ob sich nicht ein anderes Mittel erfinden lasse, die Halsstärrigkeit der Feinde zu bezwingen, als Blutvergießen, denn letzteres fiel seinem edlen Herzen sehr schwer.

Da hörte der Kaiser auf einmal ausserhalb seines Zeltes wehemüthiges Singen und Klagen vieler Kinderstimmen; erstaunt trat er aus dem Zelte heraus, um zu sehen, was es da gebe, — und er erblickte einen Greis im glänzenden Silberhaare vor sich auf den Knieen da liegen, umrungen von einer großen Schaar weißgekleideter Kinder, die mit weinenden Blicken, und zusammengelegten Händen, fußfällig dem Kaiser entgegenriefen: „O! mächtiger Kaiser! erbarme dich über uns unschuldige Kinder, lasse deinen gerechten Zorn sinken, verschone unsere Stadt, und strafe unsere Aeltern nicht wegen ihrer Halsstärrigkeit.“ —

Das Flehen der Kinder drang dem Kaiser so tief zu Herzen, daß gleichfalls bittere Zähren aus seinen Augen floßen, und er sagte: „Ich erbarme mich über euch unschuldige Kinder.“ —

Und alsogleich gab er Befehl, die Belagerung aufzuheben, und versprach allen Einwohnern der Stadt Verzeihung, wenn sie den wahren christlichen Glauben annehmen, und fortan die Ehre Gottes befördern würden. Die Einwohner gehorchten seinem Befehle; viele tausend ließen sich auf einmal taufen, und die Stadt genoß von nun an der vollsten kaiserlichen Gnade.

Wir wollen der Kürze halber nicht weiter erzählen, wie Heinrich die Städte Metz und Gent belagert, und die Einwohner zum wahren Glauben und Gehorsam gebracht hat, wie er Lothringen und Flandern bezwungen, und die Rebellen und Abtrünnigen verjagt, und noch durch andere Heldenthaten gezeigt hat, daß er sey ein weiser, sieghafter Held, der Schrecken seiner Feinde. Nur von seinem Feldzuge gegen die Ungarn geschehe Erwähnung im folgenden Capitel.

Zwölftes Capitel.

Kaiser Heinrich besiegt und bekehrt die Ungarn.

Noch größere Unruhen waren ausgebrochen; die Ungarn fielen in's Land der Sachsen, und ver-

heerten und verwüsteten alles. Darob entbrannte gerechter Zorn in unsers Heinrichs Brust; mit dem Schwerte des heiligen Märtyrers Adrian umgürtet, zog er auf's neue gegen die Feinde der christlichen Kirche. Nach vielfältigen, glücklich bestandenen Kämpfen verjagte er die Ungarn aus Sachsen, trieb sie bis in ihr Land, allwo er mit ihnen eine Schlacht geliefert, und sie gänzlich geschlagen.

Erfreut über diesen herrlichen Sieg fiel der Kaiser mit allen den Seinigen auf die Kniee nieder, und rief mit hoher, begeisterter Stimme: „Dank sey dir, o großer Gott! du ewiger, mächtiger Siegesfürst, der du Furcht und Schrecken unter meine Feinde geschickt, und denen, die deinen heiligen Namen ehren und fürchten, gegen ein zahlloses feindliches Heer den Sieg verliehen hast. Dein und nicht mein ist die Siegesehre; du hast meine Feinde geschlagen, und gestürzet; du durch deine göttliche Macht, und ich durch deinen göttlichen Beistand. In alle Ewigkeit sey dir dafür Dank gebracht." —

Es lag aber zu derselben Zeit noch tiefe Nacht des Aberglaubens und der heidnischen Abgötterei auf Ungarn; Heinrich war es aber nicht zufrieden, die Feinde bezwungen zu haben, nein, auch das Heil ihrer Seele lag ihm sehr am Herzen. Das Unkraut des Heidenthums wollte er ausjäten, und die edlen Zweige des Christenthums dafür verpflanzen; den Irrthum und das Verderben der Abgötterei wollte er ihnen entreißen, und das Licht des christlichen Glaubens sollte dage-

gen ihre Gemüther erleuchten und beseligen. Denn er fand, wie der heilige Chrysostomus sagt, „das verdienstlichste Werk darin, die Irrenden von dem Irrwege weg, und auf den rechten Buß- und Tugendweg zu führen.“

Und mit dem heiligsten Eifer, und dem glücklichsten Erfolge führte er sein Vorhaben aus. Er wandte sich an Stephan, König der Ungarn, woraus viele Schriftsteller schließen wollen, er habe ihn zum Christenthume bekehrt. Diese Meinung aber ist falsch; denn Stephan war schon ein christlicher Fürst. Heinrich wandte sich nur an diesen edlen Fürsten, um ihm die hülfreichste Hand zu bieten in seinen frommen Unternehmungen, seine Unterthanen, welche noch nichts von Jesus Christus gewußt haben, zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu führen. Er gab ihm auch seine leibliche Schwester Gisela zur Ehe, welche mit nicht wenigem Eifer mitbaute am großen Werke der dortigen Verbreitung des Christenthums.

So geschah es in kurzer Zeit, daß Heinrich das ganze ungarische Königreich zur christlichen Lehre bekehrte, und wegen dieser Heilspendung, auch der Apostel des Ungerlandes genannt wird.

Dreizehntes Capitel.

Kaiser Heinrich stiftet das Bisthum Bamberg.

Die Stadt Bamberg (Babenberg) wurde schon vom Kaiser Otto dem Vater unsers Heinrichs,

erblich übergeben und geschenkt, nach dessen Tode sie auf den Sohn, als freies Besitzthum überging. Es waren daher die Bamberger schon vor mehr als achthundert Jahren unter Einem Regenten mit den Bayern vereinigt. Heinrich war dieser Stadt sehr geneigt, hielt sich mehremal daselbst auf, um zurückgezogen vom Geräusche des öffentlichen Lebens, sich in dieser reizenden Einsamkeit zu ergehen. Der milde, blaue Himmel, der hier lächelte, und aus den spiegelklaren Wogen der Regnitz wiederstrahlte; die lachenden, fruchtbaren Ebenen, reich an Früchten, Blumen und Gewächsen aller Art, abwechselnd mit rebentragenden Hügeln und schattichten Gehölzen; die liebliche, laue Luft, die hier über die Fluren zog, und wie ein ewiger Frühling alle Adern der Natur belebend erfrischte; alle diese Gebilde lehrten ihm Gottes mächtige Liebe am ersten bewundern und verehren, und unendliche Wonne und Sehnsucht hob seine Brust, wenn er in diesem paradiesischen Garten, der schönsten Stelle seines Kaiserreiches, verweilte.

Wie lieb er diese Stadt hatte, geht ferner daraus hervor, daß er sie seiner Gemahlin Kunigundis zur Morgengabe schenkte; aber den höchsten Beweis seiner Vorliebe lieferte er dadurch, daß er in ihr ein Denkmal gründete, wodurch sein Name in der christlichen Kirche für ewige Zeiten gesegnet blieb.

Ohne leiblichen Erben, ja ohne einen Gedanken daran, da er mit seiner Gemahlin sich zu ewiger Enthaltsamkeit verpflichtet hatte, war es seine Lieb-

lingsidee, den Himmel zum Erben seiner irdischen Güter einzusetzen, aus eigenen Mitteln zu Bamberg ein Bisthum zu errichten, auf daß es heiße von ihm, wie von dem König David: „Herr! ich habe geliebet die Zierde deines Hauses, und den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnet.“ Der Gedanke wurde auch zur That.

Im Jahre 1004 legte der fromme, kunstliebende Kaiser daselbst den Grund zu einer großartigen Kirche; nach einigen Jahren stand sie vollendet da im vollem Prunke, fest und stattlicht, großartig, aus schönen, behauenen Quadern erbaut. Herrlich und ehrwurdig war ihr Inneres; sie bestand aus einem langen Hauptschiffe, mit zwei Abseiten; die Umfassungsmauern waren einfach mit halbkreisrunden Fenstern; an den beiden Enden des Hauptschiffes schlossen sich zwei Chöre an mit ihren Krypten, der Georgen- und Peterschor. Die Hauptzierde aber war am äußeren Theile der Kirche. Majestätisch hoben sich vier viereckigte, mit rundbögigen Oeffnungen versehene Thürme in die Wolken; hoch auf ihren zinnernen Dachspitzen blitzten vergoldete Kreuze dem Wanderer schon in weiter Ferne entgegen, der durch die lachenden Regnitzgefilde der freundlichen Stadt zuwandelte. Feyerliches Glockengeläute erscholl von ihren Höhen herab, und rief die frommen Christen zum Gottesdienste; die beiden Glocken, die Heinrichs- und Kunigundisglocken zur Erinnerung an ihre Stifter genannt, erklangen in gleich dumpfen Tone, gleichsam andeutend die innige Harmonie, den heiligen Seelenfrieden und die

schwesterliche Liebe des kaiserlichen Ehepaars, dessen Namen sie führen. Eine gemüthliche Sage geht darüber im Munde des Volkes, die wir, im dichterischen Gewande, hiemit den Lesern einschalten wollen.

Die Kunigundis-Glocke.

Bald war der sonnenhelle Tag
Im Westen untergegangen;
Vom lichten Rosenschleyer lag
Die Gegend noch umfangen:

Da saßen, umfächelt vom lauen Wehen,
Dort, wo die Tannen des Hauptsmoors stehen,
Auf dem traulichsten Plätzchen der Runde
St. Heinrich und Kunigunde. *)

Nach Bamberg der geliebten Stadt
Schau'n ihre frohen Blicke,
Die Glanz und Ruhm von ihnen hat,
Und alles Heil und Glücke:

Da schallt vom Dome in ferner Weite
Herab das feiernde Glockengeläute,
Das fromme Christen hochbegnadet,
Zum Abendbethen freundlich ladet.

*) Dieser Platz heißt noch heut zu Tag: Kunigundis-Ruh.

Doch — thät mit hohlem, dumpfen Ton
Die Heinrichsglocke klingen;
Und rein und hell zum Wolkenthron
Kunigundis Glocke dringen.

Darob empfindet bittere Schmerzen
Die demüthige Kais'rin im Herzen;
Die in jedem, dem kleinsten Stücke
Vor ihrem Herrn trat zurücke.

Und eilig sie vom Finger zieht
Den Ring vom klaren Golde;
Vertrauungsvoll zum Himmel sieht
Die Heilige und Holde:

Und schleudert ihn hin wo die Glocke klinget,
Daß durch ihr Metall sogleich er dringet;
Und dumpf ertönt seit jener Stunde
Auch die Glocke der Kunigunde;
Und als Denkmal des Wunders zeigt man in ihr
Wandrer! noch heute die Oeffnung Dir.

Dieser herrlich aufgeführte Tempel — dem Grunde nach noch der jetzige Dom in Bamberg — war der kräftige Verkünder von den Gesinnungen seines erhabenen Gründers, und machte auf jeden Beschauer den tiefsten Eindruck.

Heinrich schritt hierauf zu Vollendung seines Werkes, die Gründung des Bisthums. Wohl ahnte er die Hindernisse, die seinem frommen Unterneh= men sich entgegenstellen könnten; weshalb er sogleich

in Unterhandlungen mit dem dabei betheiligten Bischofe zu Würzburg trat, der sehr viele Pfarreien in dem Bezirke des neu zu errichtenden Bisthumes besaß, die daher alle erst von ihrem alten Diözesanverbande frey werden mußten. Heinrich eröffnete ihm bescheiden und liebevoll sein edles Vorhaben, mit der Erklärung, als Entschädigung viele andere Orte abzutreten. Allein der Bischof von Würzburg verstand sich nur unter der Bedingung dazu, wenn Würzburg zu einem Erzbisthume erhoben würde, dem dann das neue Bisthum Bamberg unterworfen seyn sollte.

Heinrich konnte dieß aber nicht zugeben, und mußte daher auf andere Mittel sinnen, seinen Plan durchzusetzen. Er veranstaltete deshalb im Jahre 1006 eine große Synode zu Frankfurt, d. h. eine große Versammlung von allen Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Prälaten des deutschen Reichs.

Es war im Monat Oktober des obgedachten Jahres, als alle zu dieser hohen Synode erschienen. Versammelt waren sie alle die ehrwürdigen Väter im großen, feyerlich geschmückten Konklave; nur der Bischof von Würzburg, Heinrich, fehlte, und hatte seinen Kanzler, Bernigerus, gesendet. Jeder hatte den ihm zustehenden Platz eingenommen; den Vorsitz führte Wiligisus, der erste unter den Erzbischöfen und Churfürst von Mainz.

Zuletzt trat Kaiser Heinrich herein, bei dessen Ankunft alle aus gebührender Ehrfurcht gegen ihren Herrn und Kaiser aufstanden, und mit dem Haupte

sich verneigten. Der Kaiser neigte sich wieder mit freundlichem Antlitze gegen einen jeden, und bat, sich niederzulassen. Hierauf fiel er vor der hohen Versammlung nieder auf die Kniee, und wollte nicht aufstehen vom Boden, bis Willigisus ihn aufhob; worauf er sitzend folgende Rede an die versammelten Väter hielt:

Ehrwürdige Väter!

„Vor allem sey dem Allerhöchsten Dank gesagt, der meine Wünsche erfüllt, und mich gewürdigt hat, Euch, ehrwürdige Väter, zusammen zu berufen, und in so großer Anzahl hier versammelt zu sehen. Möge er Euch auch erleuchten, mir gütiges Gehör zu leihen, und keineswegs es zuzugeben, daß mein frommer Antrag von gottlosen Leuten vereitelt werde.

Nachdem mir die Gnade Gottes so viele und herrliche Siege gegen meine Feinde verliehen; weil ich auf Nachkommenschaft verzichtete, so habe ich mit meiner Gemahlin den frommen Entschluß gefaßt, Gott, den Allerhöchsten selbst zum Erben aller meiner Güter einzusetzen, und zu Bamberg ein Bisthum zu errichten. Ich habe mich zu diesem Ziel und Ende an Heinrich, den Bischof von Würzburg gewendet, und ihn freundlich ersucht, meinem Vorhaben nicht hinderlich zu seyn, ihm zugleich das Anerbieten gemacht, jenen Bezirk meines neu zu errichtenden Bisthums, welcher seiner Parochie einverleibt ist, durch andere ansehnliche Ortschaften auszutauschen. Allein dieser willigte nur unter der Bedingung ein, wenn er als Erzbischof über mein neues

Bisthum aufgestellt würde. Zum Beweise einer solchen Einwilligung schickte er mir seinen Hirtenstab, wogegen er von mir das Zeichen der erzbischöflichen Würde, nämlich das Pallium, als Gegengeschenk erwartet. Ich kann aber, ehrwürdige Väter, dieser Forderung nicht entsprechen, indem dadurch mein neues Bisthum von dem hohen Glanze verlieren würde, den ich ihm zugedacht habe. Euch selbst aber, versammelte Väter, bitte ich inständig und flehendlich, meinem Vorhaben nicht zuwider zu seyn, die Nichteinwilligung des Würzburger Bischofs nicht als Hinderniß gelten zu lassen, noch viel weniger seine jetzige Abwesenheit. Seine Weigerung, wie Ihr alle selbst einsehen werdet, geschieht ja nicht aus religiöser Absicht, sondern rührt lediglich nur vom Schmerze einer unmöglich zu befriedigenden Ehrsucht her. An seinen Rechten und Einkünften wird ihm ja nichts dadurch benommen, daß ich ein neues Bisthum gründe; denn getreu und bis aufs Kleinste will ich ihm eben so viel Besitzungen abtreten, als er mir überläßt. Ich thue nichts, was den Satzungen der Kirche entgegensteht; und suche nichts anders, als die Ehre Gottes zu vermehren, das Wohl der Kirche zu befödern, wozu mich mein Herz, meine innerste Neigung antreibt, und ich Euren Beistand, ehrwürdige Väter, flehendlich, erbitte."

So sprach Heinrich; die Gründe, die er vorbrachte, leuchteten der hohen Versammlung ein, und wirklich wurde das Begehren des Bischofs Heinrich nicht gestattet, sein Hinwegbleiben vom Konsil setzte der Sache kein Hinderniß, und die feyerliche Protestation seines dahin abgesandten Geschäftsträgers

Bernigekus that keine Wirkung; der kindlich fromme Sinn, die Demuth des Kaisers siegte, und der Stolz des Bischofs mußte unterliegen. Das Bisthum Bamberg wurde genehmigt, und weder dem Würzburger, noch einem andern untergeordnet, sondern als frey erklärt, und als fürstliche Schöpfung auch unter den unmittelbaren Schutz des Apostelfürsten, des heil. Petrus gestellt. Dieß geschah im Monat Oktober des Jahres 1006; der Beschluß wurde von den 32 versammelten Vätern unterzeichnet, und dem heiligen Vater zur Bestätigung vorgelegt, die auch bald darauf erfolgte. *)

Bischof Heinrich von Würzburg, theils aus Furcht vor der Ungnade seines Herrn, theils durch Vermittlung Heriberts, Erzbischofs von Köln, bot in der Folge noch die Hand zu einem Vergleiche, wodurch den Wünschen unsers Heinrichs vollkommen Genüge geschah. Auch von dem Bisthume Eichstädt wurden, wenn gleich nach langem Widerstande, mehrere Distrikte an Heinrichs Bisthum abgetreten, so daß dasselbe nun vollkommen geründet da stand, und der Kaiser sich höchlich erfreute, an seiner vielgeliebten Braut, die ihm zur Rechten stand, umgeben mit buntem Schmucke, wie der königliche Psalmensänger David sagt.

Als ersten Bischof setzte Heinrich ein seinen Kanzler, Eberhard, einen Sohn des Burggrafen Luitbert von Magdeburg, einen Mann von unvergleichlichem Verstande, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit; er regierte 35 Jahre mit höchstem Ruhme.

---

*) Siehe Beilage III.

So war nun das erhabene Bisthum, vom K. Heinrich gegründet und reichlich ausgestattet, durch feyerliches Fürstenwort für alle Zeiten befestigt, *) durch päbstliche Bullen bestätigt und gesichert — Jahrhunderte lang unverletzt gestanden; es zählte 63 Bischöfe, unter denen viele auch Reichsfürsten wurden; bis die Stürme zu Anfang dieses Jahrhunderts das erhabene Heiligthum erschütterten, ja für alle Zeiten ganz zerstören wollten. Lange war es seines Bischofs beraubt, und trauerte als eine Waise; ferne von der vaterländischen Kathedrale, an andern bischöflichen Sitzen, mußten die jungen Diener der Religion die heilige Weihe empfangen; Bambergs schöner Dom stand verödet, nicht mehr glänzten in ihm des Oberhirten bedeutungsvolle Insignien, nicht mehr tönte in ihm seines Klerus feyerlicher Chor. Da geschah es, — und wer erkennt nicht darin die weise Fügung einer allwaltenden Vorsehung, daß wieder ein bayerischer Fürst, das Bisthum Kaiser Heinrichs nicht nur zum zweitenmale gründete, sondern was dem ersten Stifter noch unmöglich war, zur höchsten Höhe emporbrachte d. h. zu einem Erzbisthume erhob. Und dieser Fürst war Maximilian Joseph, gesegneten Andenkens, der deßhalb am 5. Juny 1817 mit Pabst Pius VII. das Konkordat abschloß. Sein Fürsten-Name ist in aller Bayern Herzen mit lebendiger Flammenschrift geschrieben, und dort vor Gottes Thron wird er die Belohnung empfangen, für all' das Gute, was er an Bamberg gethan. Sein Schöpferwort schuf das Bisthum wieder neu,

---

*) Siehe Beilage IV.

das verwaiste Land, den verödeten Dom; ja er schuf noch mehr, als man erwartet hatte. Wie Kaiser Heinrich den ersten Bischof von Bamberg einsetzte, so setzte Max Joseph einen noch höheren Vorsteher in der kirchlichen Hiearchie, den ersten Erzbischof, als Oberhirten über die lang verlassene Gemeinde Bambergs; Inful und Stab kamen mit größerem Schimmer zum Vorscheine, und von lautem Jubel tönte die lebendige Kathedrale wieder. Wie Kaiser Heinrich das erste bischöfliche Kapitel zu Bamberg errichtete, so errichtete Max Joseph das erste erzbischöfliche Kapitel daselbst, zum Dienste und Glanze der neu errichteten Metropolitankirche, und warf ihm die nöthigen Güter zu seinem Unterhalte aus.

Jene Bisthümer, die ursprünglich der Gründung desselben hinderlich seyn wollten, (wovon oben die Rede war) wurden nun demselben unterworfen; unter Kaiser Heinrich strebte Würzburg sich zum Erzbisthume über Bamberg zu erheben, und unter Max Joseph wurde Bamberg Erzbisthum über Würzburg; unter Kaiser Heinrich wollte Eichstädt zur Ausstattung des Bisthumes Bamberg lange Zeit Nichts beitragen, unter Maximilian Joseph gab Eichstädt der Kirche Größe und Glanz dadurch, daß es Suffragane, untergeordnete Kirche von ihr wurde.

So steht dieß erhabene und preiswürdige Werk, diese mächtige Stütze der Religion bereits schon über ein Jahrzehnd, zu Bambergs Wonne, zur Förderung seines Seelenheils, zur Ehre Gottes und zum Wohle der christlichen Kirche.

Und was Vater Max geschaffen, sucht Ludwig, sein erhabener Nachfolger zu erhalten; Er, ein Fürst von tiefer Religiösität, Schirmvogt und Hort des Glaubens und der Kirche, läßt kirchliche Rechte und Güter nie durch ungerechte Hände berühren, sucht getreulich und gewissenhaft die Konkordate zu erfüllen, die Sein königlicher Vater mit dem Oberhaupte der Kirche abgeschloßen, und die er nie gegen die Willkühr so vieler Widersacher ganz durchzusetzen vermochte; schon erheben sich einige Ordensklöster zum Unterrichte der Jugend in Religion und Wissenschaften, gewahrt und befestigt wird der Einfluß der Bischöfe auf Glaubens- und Sittenlehre, auf öffentliche Schulen und Unterricht — und alle Handlungen des neuen Landesvaters bekunden den ausdrücklichen Willen, daß die Kirche auf sicherem Grunde befestigt stehen solle, ein weithin schirmender Baum, auf eigener Wurzel ruhend, und nicht wie eine lästige Schmarozerpflanze dem Staate blos eingeimpft.

Auch Bambergs erzbischöflicher Kirche widmete er ein besonderes Augenmerk; dem Werke des königlichen Vaters setzt er noch die Krone der Vollendung auf. Seinem Scharfblicke, seinem Kunstsinne entging es nicht, wie der spielende Geist der Zeit das alterthümliche Gepräge der Domkirche verwischt und verunstaltet hatte. Sein Schöpferwort will das erhabene Denkmal wieder zur ursprünglichen Gestalt, Würde und Einfachheit zurückführen. Schon sind die Wände, unter deren dicker Uebertünchung die künstlichsten Bildwerke und Verzierungen verdorben und

überdeckt waren, abgerieben, und die ursprüngliche Reinheit derselben, die schönsten, sinnvollsten Kunstgebilde, unkenntlich ehemals dem Auge, treten nun in neuer Entfaltung hervor. Die Figuren der Heiligen, die künstlich gearbeiteten Monumente, sie haben ihre verunstaltende Decke verloren, und werden bald in alter würdiger Gestalt wieder das Auge ergötzen. Ein neuer Hochaltar, der zum Ganzen der Kirche paßt, wird vor dem Grabmale des heiligen Kaiserpaars Heinrich und Kunigundis sich erheben, und so den Schlußstein znm ganzen Werke bilden, welches als eines der vorzüglichsten Baudenkmale des 11. Jahrhunderts, in seiner alten Würde und Erhabenheit wieder dastehen wird, durch den unerschütterlichen Willen eines kunstsinnigen Königs, der neue große Bauwerke erschaft, und alte, ehrwürdige Monumente zu erhalten sucht.

Vierzehntes Capitel.

Kaiser Heinrich gründet mit seiner Gemahlin das Stift zu St. Stephan und das Kloster auf dem Michelsberge.

Kaiser Heinrich hatte zwar sein herrliches Bisthum zu Bamberg nun vollendet, und mit allen erforderlichen Gütern ausgestattet und befestigt. Aber sein Eifer, die Ehre Gottes zu vermehren, die Armen und Nothleidenden zu unterstützen, war dadurch noch nicht erschöpft; vielmehr sann er immer auf Mittel, Gott, der heiligen Jungfrau und allen Hei-

ligen neue Ehre zu erweisen. Mit Freuden trat er daher dem Vorschlage seiner Gemahlin bei, gegen Mittag der Stadt Bamberg eine neue Kirche zu bauen, zu Ehren des heiligen Martyrers Stephan, die aus dem eigenen väterlichen Erbgute der Kaiserin, zwar klein dem Gebäude nach, aber mit vieler Mühe und Sorgfalt ausgeführt wurde. Dieß geschah im Jahre 1008, und wurde zugleich dabei ein Collegiatstift, nach den Regeln des hlgen Augustin gegründet und eingerichtet. *) Getreulich half ihr dabei ihr Gemahl, gab ihr alles, was sie begehrte, und zum Baue des Gotteshauses nöthig hatte; denn wie ungetheilt im Leben, waren sie auch beide in der Liebe zu Gott entzündet, und was dem einen von ihnen zugeschrieben wird, davon ist auch das andere nicht ausgeschlossen. —

Während des Aufbauens dieser Kirche hat Gott sein besonderes Wohlgefallen an der Kaiserin Kunigundis auf wunderbare Weise bewiesen. Sie besuchte nämlich, wie die Legende berichtet, öfters des Tages die Arbeitsleute, um von den Fortschritten des Baues und dem Fleiße der Arbeiter sich genau zu überzeugen. Am Abende aber, wenn die Glocke zur Ruhe rief, und die Arbeiter ihren Tag-

---

*) Von dieser ursprünglichen Gestalt der Kirche ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; denn im Jahre 1628 wurde sie, nachdem sie baufällig geworden war, vom Grunde aufs neue erbaut, im neurömischen Style, und vom Jahre 1807 an der protestantischen Stadtgemeinde als Gotteshaus übergeben.

lohn erwarteten, da saß sie am Abhange des Berges, ein schönes krystallenes Schüsselein im Schooße, mit Geld angefüllt, woraus die Arbeiter ihren Lohn mit eigenen Händen sich nehmen durften. Es waren aber unter den Arbeitern einige, die frühe, und zur bestimmten Stunde zur Arbeit kamen, andere die später; da geschah es nun, daß, als einer nach dem andern zur Heiligen ging, und in das Schüsselein griff, um seinen Taglohn zu nehmen, keiner mehr herausziehen konnte, als er getreulich verdiente. Die faulen Arbeiter griffen zwar immer am tiefsten hinein, in der Meinung, das Meiste zu erhaschen, erhielten aber immer das wenigste. Da beklagten sie sich bei der Heiligen darüber; sie aber entgegnete: „Nicht ich! der Herr giebt diesen Taglohn, jedem nach seinem Verdienste! Arbeitet künftighin fleißiger ihr Trägen, so werdet ihr auch größeren Lohn aus diesem Gefäße empfangen.“ —

Auch nach vollendetem Baue dieser Kirche ereignete sich daselbst an Kunigunden ein Wunder, dessen Legende wir hier mittheilen, wie sie ein vaterländischer Dichter vortrefflich bearbeitet hat:

Tagtäglich, eh' noch der Morgen erschien,
War Kunigundis, die Kaiserin,
  Um Gnade von Gott zu empfangen
  Zum Gebet in die Kirche gegangen.

Und so oft sie kam, so öffnet sich ihr
Von selbst des Tempels Flügelthür:
  Frey gehet sie über die Schwelle
  Der sonst verschloß'nen Kapelle.

Einst als sie wieder zur Andacht geht,
Und der Tritt auf schlüpfrigen Boden steht:
Da wird, um zur Kirche zu kommen,
Ein Pfahl aus dem Felde genommen.

Fest stützt Sie sich an diesen an,
Geht sicher dann den Hügel hinan;
Doch eh' sie betritt des Tempels Hallen,
Läßt Sie den Pfahl, den genommenen, fallen.

Des andern Tages Sie wieder stand
Am Tempel, doch ihn verschlossen fand;
Es lassen trotz allem Bemühen
Vom Flügel nicht Flügel sich ziehen.

Sie steht und denkt — und sieh', da hört
Sie rufen: „Gering ist des Pfahles Werth;
„Doch Genommenes muß wieder zur Stelle,
„Sonst öffnet sich nie die Kapelle.

„Das Kleinste muß ersetzet seyn,
„Will man zur Halle des Himmlischen ein;
„Ist nicht Fremdes dem Fremden gewähret,
„Wird kein Flehen und Bitten erhöret."

Und die Kaiserin suchet mit spähendem Blick
Den Pfahl, und bringt ihn freudig zurück
Zu des Feldes bemerkten Stelle,
Und geöffnet steht die Kapelle.

Nebst diesem Stifte errichtete Kaiser Heinrich ferner, auf dem Michelsberge oder Mönchsberge, gegen Mitternacht der Stadt Bamberg, ein Kloster des Benediktiner Ordens, welches er reichlich fundirte, im Jahre 1015, sammt seiner sehr schönen Kirche, zu Ehren des heiligen Erzengels Michael *), der ihm, wie die Legende berichtet, während seines Aufenthaltes in Rom, als er zur Mitternachtszeit in der Kirche zur heiligen Maria', der Größeren, betete, im Chore glänzender Engel erschien, und während des daselbst abgehaltenen Hochamts das Evangeliumbuch zum Kusse darbringen ließ, mit den Worten: „Gott hat Wohlgefallen an Deiner Herzensreinheit und Keuschheit.“ Der Engel, der dem Kaiser das Buch darreichte, berührte ihn dabei an der Seite, wodurch er am Schenkel eine so schmerzliche Nervenkrümmung bekam, daß er für sein ganzes Leben hinkend wurde, und daher auch den Beinamen: Claudus, der Hinker führt. Und noch heutiges Tages trägt seine Statue am östlichen Eingangsthore der hohen Domkirche ein Steinchen unter dem linken Fuße, um ihn dadurch als Hinker zu bezeichnen. Andere Sagen melden, daß der Kaiser einst im harten Gedränge der Feinde

---

*) Auch diese Kirche ist in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden. Schon im Jahre 1117 beschädigte sie ein Erdbeben, und Bischof Otto ließ sie neu aufbauen. Mehrere neue, wiewohl nicht lobenswerthe Anbauten und Veränderungen, erhielt sie noch im vorigen Jahrhunderte.

von einer hohen Mauer herabgesprungen sey, durch wunderbare Fügung Gottes zwar sein Leben gerettet, aber den Fuß im Sprunge so verenkt habe, daß er davon hinkend wurde.

Ausser dem Stifte St. Stephan und Michelsberg gründete und restaurirte Heinrich noch viele andere Kirchen, (gegen tausend sagt ein Chronist) als da sind: zu Magdeburg, Meißen, Hildesheim, Straßburg, auch etliche in Ungarn, Elsaß, Sachsen ꝛc. mehrere Klöster z. B. St. Ulrich in Augsburg ꝛc., so daß von ihm gesagt werden kann, was König David auf seiner Harfe spielt: „Sein Lob ist in den Kirchen der Heiligen, die er erbaute.“ —

Fünfzehntes Capitel.

Kaiser Heinrich reiset mit seiner Gemahlin nach Rom zur zweiten Krönung; seine Rückreise von da.

Nachdem nun Kaiser Heinrich auf diese Weise in Deutschland alle Sachen geordnet hatte, und sein Domstift im Jahre 1012 von dem Patriarchen Johann von Aquilea feyerlich eingeweiht worden war, bei einer sehr ansehnlichen Versammlung von geistlichen und weltlichen Regenten Deutschlands, — zog er mit seiner Gemahlin, und unter Begleitung vieler Edelleute und Ritter, und zahlreichem Kriegsvolke nach Rom, um allda vom heiligen Vater, Pabst Benedikt VIII. die kaiserliche Krone zu empfangen.

Unterwegs hatte er noch tapfer gegen die Ungläubigen zu streiten, die damals mehrere Städte Welschlands besetzt hielten; glücklich besiegte er sie aber, und machte sie dem römischen Reiche zinsbar.

Am 14. Februar des Jahres 1014 war er glücklich in Rom angelangt mit seiner edlen Gemahlin, bewillkommt vom Jubel und festlichen Prunke eines freudetrunkenen Volkes, welches mit Herz und Munde dem geliebten Kaiserpaare huldigte.

Der Tag der Krönung war angebrochen; zwölf ehrwürdige Römer altadelichen Geschlechtes holten den Kaiser mit der Kaiserin ab in ihrem Pallaste, und begleiteten sie unter feyerlichem Glockengeläute und allgemeinen Volksjubel zur berühmten, prächtigen Peterskirche. Am Portale der Kirche empfing sie der hlge Vater Benedikt VIII. im päbstlichen Ornate mit Huld und Milde, und führte sie ein in die majestätische Halle, wo ein feyerlicher Festgesang der versammelten Geistlichkeit sie begrüßte, und durch die gewölbten Säulengänge zum Hochaltare geleitete.

Auf erhabener Tribüne ließ das kaiserliche Paar sich nieder, und gewährte dem zahllos versammelten Volke im Schiffe des großartigen Tempels ein erhebendes, rührendes Schauspiel. Wie die Sonne durch farbige Wolken herabglänzt, so leuchtete es im Krönungsornate auf die weite Versammlung hernieder. Blendender Purpur umfloß des Kaisers Schultern und die Brust, aber mehr als aller Glanz seiner irdischen Majestät schmückten ihn die Perlen der Andacht, der Demuth und Liebe, die auf allen seinen

Gesichtszügen glänzten, und zu sagen schienen: „alle Macht und Ehre kommt von Gott! Ihm gebührt Lob und Dank dafür!“ —

Voll heiliger Andacht lag Kunigundis auf den Knieen; ihren Rücken umfloß ein wallender langer Purpurmantel, dessen Schleppe von zwei Edelknaben getragen wurde, ihr Auge, ein Spiegel der Seele, glänzte rein, wie das Licht des Himmels, und auf den frommen Lippen schienen die Worte zu schweben: „Sieh ich bin eine Dienerin des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte!“ —

Ein feyerliches Hochamt begann, vom heiligen Vater gehalten. Nach beendigtem Evangelium trat das Kaiserpaar an die Stufen des Altars, wo die Krönungszeremonie begann. Feyerlich stellte der heilige Vater an den Kaiser die Frage: ob er, als Römischer König, verspreche, der wahren katholischen Kirche ein treuer Verfechter zu seyn, Gut und Blut, so es nöthig, auch Leib und Leben für diese zu opfern? ob er Treue schwöre dem römischen Statthalter, als Oberhaupt der Kirche? und da er dieß alles mit Ja beantwortete, salbte der heilige Vater beide mit dem heiligen Oele, und setzte ihnen die Kaiserkrone aufs Haupt.

Und alles war innigst gerührt beim Anblicke des neugekrönten Kaiserpaares. Wie ein Vater liebreich auf seine Kinder schaut, blickte Heinrich, die strahlende Krone auf dem Haupte, auf die Versammlung freundlich nieder, die ehrfurchtsvoll ihn als ihren Herrn und Kaiser begrüßte. An seiner Seite

wandelte Kunigundis, auf dem huldigen Haupte das Krönlein, holdselig, wie die Gnadenmutter im Bilde. Ein glänzender Thronhimmel, von jungen Geistlichen getragen, wölbte sich über ihre krongeschmückten Häupter, und so ging es im feyerlichen Zuge wieder die Kirche hinaus. Da erhob sich der Jubel des Volkes aufs Neue, und lautes Freudengeschrei erfüllte die Lüfte: „Es lebe Kaiser Heinrich! der deutsche Kaiser! Er lebe noch lange! Es lebe die Kaiserin Kunigundis! Sie lebe! Sie leben noch lange!“ —

Das Kaiserpaar ging nun in seinen Pallast, wo es vom Balkone herab sich nochmals dem hochentzückten Volke zeigte, das den ganzen Tag in fröhlichen Festen und lautem Jubel feyerte.

Als Erinnerungszeichen dieses Tages verehrte der heilige Vater auch unserm Heinrich eine goldene Kugel, auf der ein Kreuzlein sich befand, das mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Heinrich war gerührt über diesen Beweis so ausgezeichneter Achtung, und sprach in Demuth zum heiligen Vater: „Ich erkenne Deine hohe Weisheit in diesem Geschenke, heiligster Vater! Du willst mich durch diese goldene Kugel belehren, wie ich das Reich fernerhin regieren soll. Du hast mir die Regierung des Reiches anvertraut, damit, gleichwie ich durch Krieg und Waffen, die Welt gleichsam von Eisen gemacht habe, ich jetzt durch eine ruhige, vernünftige Regierung sie vergolden solle. Ein Kreuz

hast du mir eingehändigt, mich dadurch zu erinnern, daß ich in einer so schweren Regierung an das Kreuz meines Erlösers solle gedenken: die kostbaren Edelgesteine aber zeigen mir an, mit was für schönen edlen Tugenden ich meine Seele zieren soll. Gott! verleihe mir seinen Segen dazu, daß ich alles nach deinem Wunsche vollbringe, heiliger Vater! der mit so viel Güte und Weisheit mir begegnet!" —

Aehnlich rührende Worte des Dankes sprach Kunigundis zum Vater der Christenheit, der nochmals ihr seinen Segen ertheilte.

Um aber die Tage der Krönung auch noch durch Beweise der Milde und Wohlthätigkeit zu verherrlichen — denn kein Tag seines Lebens ging dem Kaiser ohne Wohlthat verloren — hatte Heinrich alle alten, von seinen Vorfahren, Pipin, Carl dem Großen, Ludwig dem Frommen, und den dreien Ottonen, der römisch katholischen Kirche ertheilten Privilegien und Freiheiten bestätigt, und die Urkunden mit eigener Hand unterschrieben. Zugleich hatte er die erhabene Kathedrale in Rom reichlich mit Geschenken begabt, und die Krone, die ihm bei der Fürstenwahl als römischen Kaiser überbracht wurde, in derselben Kirche am Hochaltar aufhängen lassen, seine Ergebung gegen die wahre Kirche Christi dadurch zu bezeigen.

Auch Kunigundis, die Kaiserin, verewigte ihren Namen an diesen Tagen durch Werke der

Menschenliebe und Barmherzigkeit. Mit eigenen Händen spendete sie reichliche Gaben unter das ärmere Volk, ließ hülflose Kranke verpflegen, Wittwen und Waisen versorgen, milde Stiftungen bauen; aber alles, nicht um die schwankende Gunst des vergeßlichen Volkes zu gewinnen, sondern aus höherem Trieb', aus heiliger Liebe zur Menschheit.

Als Kaiser Heinrich nun in Rom die Kaiserkrone empfangen, und alle Festlichkeiten zu Ende waren, zog er wieder mit seiner Gemahlin nach Deutschland zurück. Unterwegs kehrte er, nachdem er sein Kriegsvolk vorausgeschickt hatte, mit seiner Gemahlin und einigen Vertrauten im Kloster Cluniac ein, dessen religiöser Zustand damals in großem Flore stand. Es war dem heiligen Vater Benediktus geweiht, und hatte deßhalb für Heinrich besonderen Werth und Ansehen. Mit tiefer Rührung bewunderte er die Eingezogenheit und den frommen Anstand, mit welchem die Mönche dieses Klosters die göttlichen Geheimnisse föderten, wie auch die schöne Ordnung, die unter ihnen herrschte, und die Würde, die im ganzen Heiligthume glänzte. Von göttlicher Begeisterung und Andacht das Herz erfüllt, nahm er, als er die heilige Messe daselbst hörte, die kaiserliche Krone von seinem Haupte, und brachte sie, mit allen ihren Kostbarkeiten, dieser Kirche zum Geschenke dar, um dadurch zu beweisen, daß er sich und sein Kaiserthum dem Schutze und Schirme des heiligen Benediktus unterwerfe. Nebstdem gab er auch jene vom heiligen Vater empfangene

goldene Kugel, mit dem heiligen Kreuzlein den Geistlichen dieses Klosters, um sie zur Unterstützung der Armen zu verwenden, die bei gerade ausgebrochener Hungersnoth sehr gedrückt waren.

Es wollte sich hierauf der heilige Kaiser auf den nahe gelegenen Berg Casino begeben, um dem heiligen Benedikt seine Verehrung zu zollen, dessen Gebeine dort begraben lagen.

Allein ehe er noch sich auf den Weg gemacht, ließ es Gott zu, um seine Gnade desto herrlicher zu erweisen: daß Heinrich plötzlich von Steinschmerzen befallen wurde, und in augenscheinliche Todesgefahr gerieth. Da verdoppelte er sein Gebet, und rief, in Betrachtung der vielen Wunderwerke, die an diesem Orte verrichtet wurden, mit heißer Inbrunst den heiligen Benediktus an, sein mächtiger Fürbitter zu werden bei Gott, und seine Heilung zu erwirken. Und sein Flehn, sein Vertrauen, war nicht vergebens. Denn als der Kaiser eines Nachts in einen sanften Schlaf zu fallen begann, da sah er — halb wachend, halb im Traume — den heiligen Benedikt vor seinem Lager stehen; ein Heiligenschein schimmerte um sein schneeweißes Haupt, Freundlichkeit leuchtete aus seinen Blicken, und sanftes Mitleid verriethen die Töne, die von seinen Lippen floßen: „Du hast deine Zuversicht auf Gott und seine Diener gesetzt, und siehe! — der Herr hat mich gesandt, dich gesund zu machen.“ — Und als er dieß sprach, schien es, als ob er eine kleine Wunde in die Seite

des Kaisers machte, und einen Stein herausschnitte, den er dem leidenden Kaiser in die Hand gab, als Zeichen der ihm mitgetheilten Gnade; worauf der heilige Benediktus durch sanfte Berührung die Wunde wieder schloß, und verschwand.

Als der Kaiser erwachte, und sich besann, ob er geträumt oder gewacht habe, da sah er den Stein in seiner Hand, und fühlte sich von allen Schmerzen frey und ledig.

Mit frohem Jubel eilte er zu seinen Hofleuten und den Geistlichen des Klosters, um ihnen das vorgefallene Wunder zu erzählen. Sie erfreuten sich nicht minder, wie er, und priesen Gott und seinen heiligen Diener, der in seinem Namen so Großes vollbrachte.

Hierauf begab sich der Kaiser mit den Geistlichen in die Kirche des Klosters, um allda dem hlg. Benediktus zu danken, und ihm geziemende Ehre zu erweisen, dem er an einem andern Orte, schon früher große Unehre bezeigt hatte. (Sieh oben 3. Kapitel.) Preiß und Lob brachte er seinem Wohlthäter dar, der hier an diesem Orte seine Buße belohnte, wie er früher in einem anderen Kloster seine begangene Schuld bestraft hatte. Endlich als bleibendes Zeichen seiner Dankbarkeit vermachte er dem Abte des Klosters viele kostbare Gefäße, Edelsteine und andere werthvolle Geschenke, und ließ die Kirche und die Altäre des hl. Benediktus neu ausschmücken und verzieren. Den Stein aber nahm er mit zum ewigen Gedächtniß der Gnade, so er empfangen, und zum

gewißen Zeugniß gegen die Ungläubigen, auf daß er ihnen zurufen könne, wie Josue: Dieser Stein soll euch zum Zeugniß dienen, wenn ihr es läugnen wollt! —

Sechzehntes Capitel.

Pabst Benedikt VIII. kommt nach Bamberg, und wird vom Kaiser Heinrich feyerlich empfangen.

Kaiser Heinrich war mit seiner Gemahlin schon seit einigen Jahren aus Italien zurückgekehrt, da kam, als er in Bamberg verweilte, die Nachricht zu ihm, Pabst Benedikt sey auf dem Wege begriffen, nach Bamberg zu reisen, wie er dem Kaiser in Rom mündlich versprochen.

Darob erfreute sich Heinrich von Herzen, und machte alle mögliche Anstalten, einen so hohen Gast mit höchster Ehrbezeigung zu empfangen. Denn er war ein wahrhaft christlicher Fürst, vom Throne mit glänzendem Beispiele voranleuchtend, die Geistlichkeit zu ehren, damit das Volk sie höre, und ihr Unterricht ihm gedeihlich werde. Tief beherzigte er die goldene Regel des heiligen Chrysostomus, „daß die Ehre, die dem Priester geschieht, Gott anständig ist", — und mit dem heiligen Franziskus rief er: „Ich sehe in den Priestern den Sohn Gottes, und sie sind meine Herren!" —

Im Monat April des Jahres 1019 am heiligen

grünen Donnerstage war der heilige Vater mit Anbruche des Tages bei Bamberg an der Gränze des Hauptsmoorswaldes angelangt.

Es war ein schöner, heiterer Frühlingsmorgen; die aufgehende Sonne hatte bereits den dichten Nebel zertheilt, aus dessen Silberflore die Häupter der langen Bergkette blickten, welche rings ein anmuthiges Thal begränzte. Majestätisch hob sich des Bisthums Zierde, Heinrichs kaiserliche Braut, die Domkirche mit ihren vier Thürmen empor, auf deren zinnernen Spitzen das Symbol des Friedens im Golde der Morgensonne blitzte. Freundlich schaute auf der linken Seite die alte Babenburg hernieder, um deren graue Wartthürme sich grünendes Ephen schlang, sanft bestrahlt vom Scheine des Morgenstrahls. Der Winterschnee war bereits auf den Bergen geschmolzen durch die belebende Wärme des Frühlings, und grünende Hoffnung umkleidete Höhen und Thal. Die ersten grünen Saatspitzen mit glänzenden Thautropfen besprengt, die wie Glasperlen schimmerten, stachen aus den schwarzbraunen Furchen der Erde hervor. Grüne Wiesen ergötzten das Auge, unter deren kurzen Grashalmen das freundliche Blau der ersten Lenzveilchen lächelte. Frohe Lieder erklangen aus den Kehlen der Lerchen, die hoch in die Lüfte flogen, und zarter Gesang der jungen Finken, die auf den Gesträuchen hüpften, deren braunes Reis volle Blüthenknospen hervortrieb. Die ganze Natur schien mit neuem höherem Schmucke sich angethan zu haben, um das hohe Fest zu verkünden, das an diesem Tage die Christenheit feyerte — den Opfertod

Jesu, der, sterblichen Menschen gleich, seine irdischen Reste dem kühlen Schoose der Erde zwar anvertraut, aber nach drei Tagen wieder glorreich dem Grabe entstiegen.

Gottes Güte und Größe im Stillen preisend weilten die Blicke des heiligen Vaters vergnügt an dem Bilde der herrlichen Gegend, die ihm entgegenleuchtete. Er stieg hierauf vom Pferde, und ließ sich mit dem päbstlichen Ornate umkleiden.

Unterdessen war der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge von Fürsten und Rittern dem heiligen Vater entgegengeritten; an sie schloß sich in feyerlichem Zuge die Geistlichkeit aller Kirchen und Klöster, mit einer unzähligen Menge Volkes.

Angelangt an dem Burgfrieden der Stadt, sprang der Kaiser, sobald er den heiligen Vater erblickte, vom Pferde, und neigte sich demüthig vor ihm auf die Kniee, den Saum seines Kleides küssend. Ein feyerlicher Musikchor ließ andächtige Hymnen zum Himmel erschallen, und lauter Jubel und Jauchzen des Volkes erfüllte den weiten Luftkreis. Der hlge Vater, sichtbar gerührt über diesen Empfang, hob den Kaiser auf, segnete ihn und das versammelte Volk.

Er trat hierauf unter einem festlich geschmückten Thronhimmel, und feyerte seinen Einzug in die Stadt. Heinrich ging in voller Demuth und Ehrerbietung hinter ihm, den Saum seines Gewandes haltend,

die Geistlichkeit theils voraus, theils ihm zur Seite, und das übrige Hofgefolge machte den Schluß. Ein zweites Musikchor begrüßte den Zug am ersten Eingange der Stadt; ein drittes am Thore, ein viertes bei der Ankunft an der hohen Domkirche. Dicht gedrängt waren alle Strassen von Zuschauern, und vom Volke, welches in immer erneuerten Jubel ausbrach.

Angelangt an der Domkirche reichte der Kaiser dem Pabste die Hand, und führte ihn ehrfurchtsvoll in die Kathedrale hinein, bis zu dem hohen Thron, der aufs prächtigste für ihn war zubereitet worden; der heilige Vater ruhte allda ein wenig, hob sich dann empor, ertheilte neuerdings dem Kaiser seinen Segen, und hernach dem ganzen versammelten Volke.

Sodann stieg er vom Throne herunter, und begann die heilige Messe, wobei ihm zwölf Bischöfe in ihren Paramenten mit Infuln assistirten.

Auch am folgenden Charfreytage und Samstage verrichtete der heilige Vater den Gottesdienst, in der hergebrachten zeremoniösen Feyer.

Am heiligen Ostertage verherrlichte derselbe durch seine Gegenwart die feyerliche Prozession, welche nach damaliger Sitte an diesem Tage vor dem Hochamte gehalten wurde; auch Kaiser H e i n r i c h wohnte derselben bei, in dem seiner Ehre und Majestät zustehendem Ornate, und zwölf Bischöfe verrichteten die geistlichen Dienste dabei.

Nach gehaltener Prozession wurde das Hochamt vom Pabste gefeyert, zur Auferbauung und Erhebung der versammelten Christengemeinde.

Am 24. April, dem nächsten Tage nach dem Feste des heiligen Georg, weihte Pabst Benedikt die Kirche zum hl. Stephan daselbst ein, wobei ihm ein Cardinal und 72 Bischöfe im bischöflichen Schmucke assistirten. Nach geschehener Einweihung hielt er die heilige Messe, und legte einige schöne Kleinodieen zur Zierde der Kirche und zum ewigen Gedächtniße auf den Altar.

Während seines Aufenthaltes in Bamberg bestätigte auch der hl. Vater, mit Verwilligung der 72 Bischöfe nochmals in 2 eigenen Bullen *) Heinrichs neu errichtetes Bisthum, machte es von aller weltlichen Gewalt frey, unmittelbar es seinem Stuhle unterwerfend, wie es schon seine Vorgänger bestimmt haben. Auch den von Heinrich eingesetzten Bischof Eberhard bestätigte der hl. Vater nochmals in seiner Würde, mit dem Geding, daß alle Jahre dem römischen Stuhle zum ewigen Zins gegeben werde ein weißes Pferd mit einem wohlgezierten Sattel. **)

Dieß und noch manches andere, was der Kürze halber hier nicht angeführt werden kann, verrichtete der heilige Vater in Bamberg, zum Nutzen und Frommen der Kirche, zum Seelenheile seiner Bewohner, und zur hohen Freude des Kaisers, der seine schönsten Wünsche dadurch befriedigt sah.

---

*) Siehe Beilage V.

**) Heinrichs Nachfolger hatte diese Abgabe später auf ewig abgekauft.

Siebzehntes Capitel.

Kaiser Heinrich versöhnt sich mit dem von ihm höchst beleidigten Erzbischofe Heribert zu Köln.

Oft pflegt es zu geschehen, daß einer auf den andern eine Feindschaft wirft, der, wenn wir die Sache mit ruhigem Blicke erwägen, ganz unschuldig ist, und uns nicht das geringste zu Leide gethan hat. So war es auch bei unsrem Heinrich, bei dem der Erzbischof zu Köln, Heribert, ungerechter Weise in Ungnade gefallen war.

Es wurde nämlich dem Kaiser berichtet, (aber freilich als Unwahrheit) als habe gedachter Heribert bei seiner Krönung als Römischer König ihm den Ornat des verstorbenen Otto verweigern, und, voll Hochmuth, auch bei seiner Wahl nicht als Churfürst erscheinen wollen. Der Kaiser war über dieß Benehmen sehr erbittert, und angeregt durch einige gewissenlose Rathgeber, faßte er, von Leidenschaft verblendet, den Entschluß, nach Köln zu reisen, um Heriberten seiner erzbischöflichen und churfürstlichen Würde zu entsetzen. Und ohne lange zu überlegen, vollführte er auch, was er beschlossen.

Allein, wie der große Geduldsheld Job sagt: Gott hat das Meer mit Schrecken umgeben, und ihm Riegel und Thür gesetzt, und gesagt: So weit sollst du kommen, und nicht weiter fortgehen, und allhier sollst du deine aufgeschwollene Wellen zer-

brechen — also erging es auch unsrem Heinrich. Als er zu Köln angelangt, brachen die stürmenden Wogen seines Zornes.

Denn als er einstmals bei stiller Nacht in süßen Schlummer verfallen, siehe! da erschien vor ihm eine ehrwürdige Gestalt, im glänzenden Bischofstalare, mit folgenden Worten ihn ermahnend: „Hüte dich, Heinrich, Heriberten zu beleidigen; du wirst sonst von demjenigen verurtheilt werden, der eine weit größere Majestät besitzt, als die deinige; vergreife dich nicht an dem Freunde Gottes!“ —

Kaum hatte der Kaiser die letzten Worte vernommen, als er erwachte; die Erscheinung aber machte auf sein Gemüth einen so wunderbaren Eindruck, daß er sie nicht für ein leeres, trügerisches Traumbild hielt, sondern für einen höheren Wink, für einen Fingerzeig Gottes. Es war ihm auch so wohl, so ruhig im Herzen, als ob auf einmal ein ferner Friedens-Engel stillenden Balsam geträufelt habe in seine noch vor wenigen Stunden zornentbrannte Seele; die Gefühle der Rache waren entschwunden, unwillkührlich bemächtigte sich seiner eine Sehnsucht, Heriberten zu sehen, und wie harmonische Psalmen, riefen ihm innere Stimmen zu: er sey unschuldig! — er müsse sich mit ihm aussöhnen.

In aller Frühe ließ er daher, im Angesichte seiner versammelten Hofleute, den Erzbischof zu sich laden. Heribert, nicht wissend, was die Nacht mit dem Kaiser vorgefallen, erschien ohne Verzug, seiner Befehle gewärtig. Kaum aber war er in den

Saal getreten, da stand der Kaiser von seinem Sitze auf, fiel dem ehrwürdigen Diener Gottes um den Hals, und weinte so heftig, daß heiße Thränen seine Wangen benetzten. „Verzeihe! — rief er mit flehendlicher Stimme — verzeihe mir doch, ich bitte dich, meine Fehler! anders haben dich mir die Menschen, anders Gott vorgestellt. Jene nannten dich meinen Feind; Gott aber hat in verwichener Nacht mir geoffenbart, daß du mein Freund seyst. Er hat dich als unschuldig erklärt; möchte mich seine Barmherzigkeit von der großen Sündenschuld entbinden, die ich gegen dich und den Himmel geübt habe. Siehe! ein Schuldiger, ehrwürdiger Vater, liegt hier zu deinen Füßen! Gott weiß, wie herzlich ich meine Schuld bereue. Ein Büßer liegt vor dir, der aber Trost in der Hoffnung findet, daß Gott und deine Huld ihm gnädig seyn werden und barmherzig."

Bei den letzten Worten hatte sich der Kaiser dem Erzbischofe zu Füßen geworfen; dieser hob ihn gleich wieder auf, fiel ihm um den Hals, küßte ihn herzlich, so daß alle Umstehenden staunten und nicht wußten, ob sie mehr die Demuth des Kaisers oder des Erzbischofes bewundern sollten.

Allein dieß war unsrem Heinrich noch nicht genug; am Abende des andern Tages ließ er sich wieder zu dem ehrwürdigen Vater führen, den er gerade im Begriffe fand, seine Andacht zu verrichten. Da nahm der Kaiser seinen Purpur herab, warf

ihn vor die Füße des Erzbischofs, und sich selbst noch einmal, demüthigst ihn um Verzeihung bittend. Heribert konnte sich nicht genugsam verwundern über die allzugroße Demuth des Kaisers, hob ihn wieder auf, schloß ihn nochmals an seine Brust, mit der Versicherung, daß ihm alles verziehen sey, daß er auch vor Gott wieder Gnade finden werde, und setzte noch hinzu: „Du sollst wissen, mein Kaiser, daß dieß unsere letzte Zusammenkunft ist; denn wir werden einander in dieser Welt nicht mehr sehen, viel weniger mit einander reden.“

Und kaum war ein Jahr verflossen, nach dieser Zusammenkunft, da erkrankte Heribert gefährlich; schon dem Tode nahe, wandte er sich an seinen Bruder Gezemannus, dem er schöne Ermahnungen gab, und zum Schlusse folgendes sprach: „Mein Bruder! bestrebe dich, den gottesfürchtigen Kaiser auf alle Weise, wie ich dich unterwiesen, dir gnädig zu erhalten. Von ihm aber sage ich dir, daß er das irdische Loos aller Menschen bald theilen wird, und du sollst wissen, daß kaum drei Jahre nach meinem Tode er der Natur ihren schuldigen Tribut bezahlen muß.“

Also weissagte der heilige Heribert vor seinem Hinscheiden aus dieser Welt; auf die Erfüllung seiner Prophezeiung werden wir unten kommen.

Achtzehntes Capitel.

Kaiser Heinrich will in einen geistlichen Orden treten.

Kaiser Heinrich fühlte schon seit längerer Zeit, daß der Sand seiner Lebensuhr bald ausgeronnen sey. Er trug das schöne Bewußtseyn in sich, des Guten genug gewirkt zu haben, als kräftige Stütze der Kirche, als segnende Sonne des Staates. Alle menschliche Größe war ihm nun zuwider; es war daher sein sehnlichster Wunsch seine noch wenigen Tage in stiller Ruhe zu beschließen, abgeschieden vom Getümmel der Welt, im Schooße eines Klosters. Er eröffnet seinen Entschluß dem Abte des Klosters Cluniac; er bat den heiligen Abt dringend und flehendlich um brüderliche Aufnahme in ihre gottselige Genossenschaft, die er vor jeder andern, schon deshalb vorziehe, weil sie dem heiligen Benedikt geweiht sey, von dem er so viele Gutthaten empfangen habe.

Der fromme Abt aber, von Gott erleuchtet, hat ihn durch folgende Antwort abgewiesen: „Frommer Monarch! von Gott erwählter König des Römischen Reichs! Dein gefaßter Entschluß ist zwar löblich und rühmlich! allein nicht ohne Verletzung meines Gewissens, und ohne große Beleidigung Gottes kann ich in dein Begehren willigen. Ich würde ja dem Römischen Reiche seinen mächtigen Fürsorger entziehen; denn wo würde das Reich, welches du bisher, selbst in den stürmendsten Gefahren, mit gro-

ßem Ruhme und unbeugsamer Stärke beschirmtest, einen so tüchtigen Steuermann wieder finden? Es ist dein wahrer Beruf, mit Weisheit zu regieren, und dich auf dem Throne zu heiligen. Du kannst und wirst als regierender Kaiser dir eben so den Himmel erwerben, als in dem Kleide meines heil. Ordens; ja dieß um so mehr, da du dich schon mit den drei Ordensgelübden freiwillig verbunden hast: denn, ewige Keuschheit hast du in deinem Ehestande Gott versprochen; das Gelübde der Armuth erfüllt keiner so gewissenhaft, als du, der du deine kaiserlichen Einkünfte und die Güter deiner Gemahlin zum Wohle der Kirche verwendetest, zur reichlichen Unterstützung der Armen und Nothleidenden; den Gehorsam hast du ohnehin erst ohnlängst dem Pabste, als Statthalter Christi, feierlich versprochen. Du hast daher schon in einen Orden dich eingeweiht, dessen Pflichterfüllung du auf dein ganzes Leben übernommen hast, und jetzt zum Nachtheil der Kirche und der Menschheit nicht ablehnen darfst. Behalte daher den Zepter des Reiches so lange in deinen Händen, bis Gott ihn dir abnimmt!" —

Der fromme Kaiser hörte mit tiefer Betrübniß diese abschlägige Antwort an. Sein Vorhaben wurde dadurch noch keineswegs aufgegeben. Er begab sich vielmehr in ein Kloster zu Verdun, und bat den dortigen Abt Richardus flehendlich ihn aufzunehmen, sich dabei der dringenden Worte des Psalmisten bedienend: „Hier ist meine Ruhe! diesen Ort habe ich mir ausgewählt zur Wohnung." —

Der fromme und geistreiche Abt staunte über dieß Vorbringen des Kaisers, und gab ihm noch keinen bestimmten Bescheid, weil er erst, wie er sagte, mit dem verdunensischen Bischofe, Haymo mit Namen, sich besprechen müsse. Dieser, als er von dem Abte des Kaisers Begehren vernahm, antwortete: daß es nicht rathsam sey, einem solchen Verlangen zu willfahren. Man entreiße dadurch, besonders da Heinrich keinen männlichen Nachfolger habe, dem Reiche eine starke Säule, den Völkern ein Richtmaaß, einen mächtigen Schild. —

Abt Richard überbrachte dem Kaiser die Antwort des Bischofs, und rieth ihm, ja bath ihn, von seinem Gesuche abzustehen. Der fromme Heinrich wollte sich jedoch nicht abweisen lassen, und wiederholte nochmals und flehendlich seine Bitte.

Richard sann nun nach, den Kaiser durch eine zulässige, ja heilige List von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Und schnell hatte sein Scharfsinn das rechte Mittel gefunden. Er berief nämlich sämmtliche Geistliche seines Klosters zusammen, und in ihrer Gegenwart fragte er Heinrich den Kaiser: „ob er mit vollem Vorbedachte und Ueberlegung sich entschlossen, in ihren heil. Orden einzutreten?" —

Heinrich bejahte die Frage: „es sey sein inständiges Verlangen." — Wohlan! — entgegnete Richard, so verlange ich von dir zu wissen, ob du mir den heiligen Gehorsam willst versprechen? — Willig und gerne, antwortete Heinrich, bis in

den Tod. — Worauf der fromme Abt erwiederte: „Ich will dich zwar in den geistlichen Stand aufnehmen, allein ich befehle dir zugleich, im Namen Gottes, daß du als Kaiser das Römische Reich noch ferner regieren wollest.“ —

Diese Bedingung war ein Dolchstich in Heinrichs Brust; gefangen von der Rede des frommen Abtes, sah er sich genöthigt, von weiterem Anhalten abzustehen. Er ergriff wieder den weltlichen Zepter, den aber nicht lange darauf, der König aller Könige seiner Hand entwunden, wie wir im nachfolgenden Kapitel sehen werden.

Neunzehntes Capitel.

Kaiser Heinrichs Tod.

Wie ein leichter Nebel langsam und geräuschlos sich auf verklärten Bergen entwickelt, und immer dichter und breiter sich über die blühende Aussicht hindeckt, so entstieg auch dem Herzen unsers Kaisers die Ahnung seines nahen Todes, und dehnte sich schwebend aus, vor den Blicken seiner Seele; von heiliger Sehnsucht ergriffen fühlte er es immer mehr und mehr, daß er bald Anker werfen werde an jenem Ufer, das wie ein goldener Stern aus weiten Fernen herüber glänzt, und frommen Fürsten ein sturmleeres Plätzchen aufbewahrt, die auf irdischem Throne für Gottes Ehre und das Vaterland muthig gekämpft und gestritten.

Wohlkennend und beherzigend die Worte der Schrift: Wachet, denn der Tag und die Stunde sind ungewiß — beeilte er sich auch, mit jedem sich auszusöhnen, gegen den er auch nur einige Feindschaft gehegt hatte. Er both daher die Palme des Friedens freiwillig dem Könige von Frankreich, Robert, mit dem er in kriegerischem Zwiste gelebt. Von sehnsuchtsvoller Begierde entflammt, ihm den Kuß der Versöhnung zu geben, besuchte er ihn zuerst in seinem Lager an den Ufern der Maas, und der König erwiederte ihm sogleich auch seinen Besuch.

Der Sieg stand zwar entschieden auf Seite des Kaisers; Heinrich aber wollte Frieden, und hatte durch weise Maaßregeln und Unterhandlungen gesucht, die Nothwendigkeit der Waffenehre zu beseitigen. In einer eigenen Unterredung (im Jahre vor Heinrichs Tode 1023) besprachen sich beide Fürsten über Angelegenheiten der Kirche und des Staats, und über geeignete Mittel das Reich der Frömmigkeit zu sichern und fester zu begründen, und ihre Unterthanen zu beglücken; sie nahmen von einander Abschied, nachdem sie sich wechselseitige Beweise der aufrichtigsten Freundschaft gegeben hatten.

Heinrich wollte hierauf noch einige Angelegenheiten mit Stephan, dem Könige der Ungarn, in Ordnung bringen; allein auf seiner Reise dahin überfiel ihn auf dem Schlosse Grün bei Halberstadt eine Krankheit, die in kürzester Zeit einen so tödtlichen Charakter annahm, daß ihn die Aerzte für verloren gaben. Der Kaiser erbebte nicht vor dem

Schrecken des Todes; er reinigte sein Gewissen durch eine reumüthige Beichte, stärkte sich im Genusse des heiligsten Altarssakramentes, im Empfange der heiligen Oelung, und fügte sich in den Willen seines himmlischen Vaters.

Noch wenige Stunden vor seinem Tode berief er die Fürsten des Reichs zu sich, und sprach an sie folgende Abschiedsworte: „Ich fühle es, daß mein Ziel heran naht, und ich zu meinen Vätern versammelt werde. Gerne scheide ich von der Welt, und der Herr wolle meine Seele empfangen. Ich that zur Ehre Gottes, was in meinen Kräften stand, mein neues Bisthum wächst mit jedem Tage schöner empor, und möge als Sühne mir nachfolgen in jene Welt für das, was ich hienieden in menschlichem Fehle geirrt. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß in seinem Schooße meine irdischen Ueberreste ruhen mögen, und ich bitte Euch daher, diesen meinen Wunsch zu erfüllen. Das Reich steht jetzt in seinem schönen Flore, und ich kann ruhig deßhalb zum Grabe gehen; ich wirkte für seine Wohlfahrt, so viel ich konnte, und werde noch jenseits das Wohl meines Bayernvolkes und des römischen Reichs im Herzen tragen. Seinen irdischen Wachsthum zu fördern, seine Sicherheit für die Zukunft zu begründen, empfehle ich Euch als meinen Nachfolger, Konrad den Salier, Herzog von Franken.

Ich habe zwar viele Verfolgungen und Unbilden von ihm erlitten, allein der Tod löscht alle Schmerzenswunden aus, und Konrad möge meine Asche mit Liebe umfassen, da er bei meiner Lebzeit mich nicht geliebt. Ich vergebe ihm alles, und habe und hatte keinen Groll gegen ihn. Er regiere glücklich und lange, und Segen auf sein Haupt will ich vom Herrn erflehen, der in seine friedlichen Wohnungen mich aufnehmen möge.“ —

Die Fürsten entfernten sich hierauf mit großem Schmerzgefühle, und Heinrich ließ nun seine keusche Gemahlin und ihre Aeltern zu sich berufen. Sie erschienen. Mit unbeschreiblicher Wehmuth, die mit heißen Thränen die Wangen benetzte, trat Kunigundis ans Krankenlager ihres Gemahls, mit folternder Angst dem Augenblicke entgegensehend, der ihr den trefflichsten Herrn entreißen würde.

„Weine nicht, sprach der Kaiser mit immer schwächerer Stimme, — weine nicht, o vielgeliebte Schwester! Reiche mir noch einmal deine Hand zum Unterpfand der Treue! — wir müssen uns trennen, aber die Herzen bleiben in heiliger Liebe vereint. Sterben ist ja die Wanderung ins wahre Leben. Ich gehe nur voran, um dir von dort Trost zuzuwehen im Tode. Bald folgst du mir nach auf der glänzenden Perlenbahn, hinauf zur goldenen Himmelsburg; unsere

Leiber werden dann im Dome unseres neuen Bisthums ruhen, und die Seelen in unzertrennlicher Eintracht freundlich hernieder schauen auf die erhabene Stiftung."

Indem er hierauf ihre Hand an sein Herz noch einmal drückte, und der reinen Stirne den letzten Bruderkuß gegeben, wandte er sich an ihre Aeltern und sprach: „Ihr gabt sie mir als Jungfrau! Nehmt sie wieder hin als Jungfrau, wie sie mir am Hochaltare anvermählt war; ein Gefäß der Ehren, rein und sonder Mackel. Nehmet sie in euren Schutz, damit ihr kein Leid wiederfahre."

Und hiebei legte er Kunigundis Hände in die ihrer Verwandten, hob seine Augen gen Himmel, und mit zitternder Stimme entschwebten den erbleichenden Lippen die Worte: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist" — und sanft und selig entschlummerte der fromme Kaiser, über dessen Tod die Welt weinte, der Himmel aber sich erfreute.

Es war in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Juli 1024, im 52sten Jahre seines Alters, im 22sten seiner Regierung, nicht gar drei Jahre nach dem Tode des Erzbischofes Heribert, wie es dieser prophezeit hatte.

Das Volk seines Landes lag im Staube — aus

jeder Kirche stiegen Opfergebete an den Altären aller Heiligen für die Seele des Verstorbenen zum Himmel empor, jedes Kloster, das seine milden Stiftungen genossen, sandte Gebete zu Gott, und von allen Zungen wurden die wunderthätigen Reliquien, die der freigebige fromme Fürst geschenkt hatte, verehrt zum Heile seiner Seele.

Sein Leichnam wurde feierlich nach Bamberg geführt, und allda in der Domkirche begraben.

Zwanzigstes Capitel.

Kunigundis begiebt sich in das von ihr gestiftete Kloster Kauffungen.

Der Verlust ihres Gemahls verursachte Kunigunden einen großen Schmerz, ohne sie jedoch gänzlich niederzuschlagen. Sie betete zu Gott, und ließ beten für die Seele des Verstorbenen, und empfahl dieß vorzüglich den Frauen des Klosters, welches sie ein Jahr vor Heinrichs Tode zu Kauffungen (bei Kassel im Bisthume Paderborn) gestiftet hatte. Das Schreiben, welches sie deshalb an sie erlassen, lautet, wie folgt:

„Kunigundis, auf Erden aus göttlicher Vor-
„sicht Kaiserin genannt, dem lieben und andächtigen
„Convent zu Kauffungen alles wünschend, was da
„zur göttlichen Liebe erfordert wird. Viel leichter
„werde ich die Bürde aller meiner Mühseligkeiten
„ertragen, wenn ich höre, daß es euch wohlergeht

„an Leib und Seele. So sehr ich auch jetzt mit
„Sorgen und Kummer beschwert bin, die Liebe zu
„euch ist doch nicht aus meinem Herzen entschwun-
„den, und obgleich ihr von meinen Augen weit ent-
„fernt seyd, habe ich euch doch nicht vergessen.
„Der heilige Paulus sagt: Wer wird uns abwen-
„dig machen von der Liebe Christi? vielleicht ein
„Schmerz der Anfechtung, oder ein Kummer, oder
„die weite Entfernung? Ach! keines von diesen kann
„mir den Fehler der Vergeßlichkeit anhängen. Für-
„wahr! ich sage euch: die kleinste Zelle eures Klo-
„sters gebe ich für alle Reiche der Erde und ihren
„süßen Namen, und mit Freuden werde ich den
„Purpur verlassen, denn mein Fuß steht zwar auf
„der Erde, aber mein Herz im Himmel. Einstwei-
„len nehmt von meinen zeitlichen Gütern, was mir
„noch übrig ist, damit ihr aus dieser kleinen Bega-
„bung die Größe meiner Liebe und Andacht zu euch
„erkennen möget. Hat eine Mutter wenig, so kann
„sie ihren Kindern auch nur wenig geben; nehmet
„daher diese kleine Gabe, die euch zur Leibesnah-
„rung geschickt wird, und speiset auch mit eurem
„täglichen andächtigen Gebete die Seele meines
„Bruders und Herrn, des Kaisers Heinrich. Denn
„der heilige Jakobus sagt: das Gebet vieler from-
„men und gerechten Menschen, einmüthiglich voll-
„bracht, vermag viel bei Gott, und kann viel erhal-
„ten. Gott, der Gerechte und Gerechtigkeit liebende,
„verschmäht es nicht, ein demüthiges Gebet zu er-
„hören: er wird auch, so ihr unverdrossene Fürbit-
„terinnen seyn werdet, der Seele meines lieben Ge-
„mahls und Bruders, den seligen und ewigen Lohn

„verleihen, da er selbst verheißen hat: wer bis an
„sein Ende in der Andacht verharret, wird selig.
„Ich bitte euch aber auch, daß ihr nicht blos für
„die betet, die euch Gutes gethan haben, sondern
„auch für eure Feinde. Ferner bitte ich euch, ihr
„wollet auch meiner Beschwernisse und täglichen
„Noth in eurer Andacht gedenken; von Tag zu Tag
„möget ihr auch zunehmen in der göttlichen und
„brüderlichen Liebe, ohne Betrug und Gleißnerei,
„so daß Gott euer Gebet in der Zeit der Anfechtung
„und der Noth erhöre und annehme, der da spricht:
„Wenn zwei oder drei bei einander versammelt sind
„in meinem Namen, so bin ich mitten unter ihnen.
„Also bitte ich auch, Fleiß anzuwenden, solches vom
„Herrn zu erwerben, der euch dazu Gnade geben
„wolle, der mit seinem Vater und dem heiligen Geiste
„lebet und herrschet immer und ewiglich, Amen.“ —

Ein Jahr lang brachte sie in ihrem Wittwenstande zu, allen Tugenden ergeben, ein Spiegel aller Vollkommenheiten. Treu den Worten der Schrift: Eine wahre Wittwe vertraue auf Gott, und liege dem Gebete Tag und Nacht ob, — war sie auch unabläßig im Gebete begriffen und guten Werken. Trost brachte sie dem Betrübten, Pflege gab sie den Kranken, Hülfe den Armen und Nothleidenden, wo sie nur immer konnte, so daß an ihr erfüllt wurde, was der Psalmist singt: „Sie ist geworden ein Kaufmannsschiff, daß immerwährend Brod bringt.“ — Alle ihre Schätze und Erbgüter hatte sie erschöpft, um Gotteshäuser zu bauen, und Kirchen zu zieren. Allein dieß genügte noch nicht ihrer Begierde, sich gänzlich von den irdi-

schen Gütern zu trennen; Reichthum und alle Zierrath der Welt verachtete sie um Jesu willen; sie wollte sich daher der evangelischen Armuth weihen, um Gott allein zu ihrem Antheile zu haben; sich ganz entziehen der Welt, die, wie der heilige Ambrosius sagt, ein Traum ist, keine Wahrheit.

Dieß ward auch auf folgende Weise verwirklicht. Am Jahrestage des heiligen Kaisers versammelte sie eine große Anzahl von Bischöfen, und begab sich mit ihnen nach Kauffungen, die dortige neue Kirche einzuweihen. Kunigundis wohnte selbst dieser Feierlichkeit bei, im glänzenden, kaiserlichen Ornate, und opferte auf dem Altare einen Partikel von dem wahren Kreuze. Nachdem das Evangelium der Messe verlesen war, legte sie das kaiserliche Gewand ab, und das Klosterkleid an, nämlich einen schwarzen Habit nach der Regel des heil. Benedikts verfertigt. Hierauf schnitt man ihr die Haare ab, dann gab ihr der Bischof von Paderborn den Schleier, und einen Ring zum Unterpfand der Treue, die sie ihrem göttlichen Bräutigame halten sollte.

Da ergriff sie ein heiliges Entzücken, wie verklärt stand sie da, Strahlen funkelten in ihren klaren Augen, und die Arme ausbreitend schien sie noch einmal alle Wesen ans Herz zu drücken, und sprach:

Fahre wohl, du schöne, grüne Erde,
Schmeichelnd Rund voll Lust und voll Beschwerde!
Fahre wohl mit deinen eitlen Freuden,
Süße Welt, und deinen kurzen Leiden.

Fahret wohl, ihr blumenreichen Matten,
Sonne, Mond und Sterne, Bach und Schatten!
Fahret wohl, Gespielen und Bekannte,
Eltern, Freunde, freundliche Verwandte!
Flücht'ge, nicht'ge Zeit, fahr wohl! Willkommen
Klosterzelt, Heimath der stillen Frommen! —
Gottesstadt mit deinen sel'gen Räumen,
Himmelsgarten, voll von Lebensbäumen! —
Du mein Heiland, bist mein Auserwählter,
Mein für nun und immer mir Vermählter;
Bräutigam, den glüh'nd ich will umfassen
Fest und innig, nimmer ihn zu lassen!
Dieser Ring sey wahrer Treue Zeichen,
Nie zu wanken, nie von ihm zu weichen.

Also rief die neue Himmelsbraut, und heilige Bewunderung ergriff die ringsum Versammelten; da blieb kein Auge thränenleer, und alle huldigten ihr mit stiller, tiefer Verehrung in ihrer Schönheit, in ihrem Schmucke.

In ihrer klösterlichen Einsamkeit lebte sie aber als eine wahre Dienerin Gottes, ganz die Worte des heiligen Bernhard bethätigend, der da sagt: „Der Ordensstand ist heilig, rein und unbemackelt. In ihm lebt der Mensch viel frömmer, fällt seltener, richtet sich schneller empor, geht vorsichtiger, wird häufiger vom Thau der Gnade befeuchtet, ruhet weit sicherer, stirbt am getröstesten, wird schneller gereinigt, und erntet reichlicheren Lohn im Himmel."

Kunigundis vergaß in diesem Stande ganz ihre vorige Würde; voll Demuth betrachtete sie sich

in der Genossenschaft als die letzte der Schwestern, und fürchtete jede Rückerinnerung an ihren weltlichen Stand. Mit dem Lesen und dem Gebete verband sie die Handarbeit und andere Bußübungen. Die Kranken besuchen und trösten war ihr größtes Vergnügen. Sie brachte ihren Leib in strenge Unterwürfigkeit, indem sie alles, was sie ihm gestattete, nur nach dem nöthigsten Bedürfniße, nie nach dem Begehren des Fleisches bemaß.

Während ihres Aufenthaltes in diesem Kloster hat Gott sein besonderes Wohlgefallen auch durch einige Wunder bewiesen, die er durch sie geschehen ließ.

Als erstes erzählen wir die Legende von der Strafe, die ihre Nichte, Jutta, empfangen.

Als Kunigundis in's Kloster ging,
Sie eine treue Begleit'rin empfing
An Jutta, der Nichte, die mit Herz und Leben
Der frommen Kais'rin von je war ergeben.
Und Kunigundis mit Wohlgefallen
Spricht zu ihr: weil du die liebste von allen
Meiner Verwandten mir je gewesen:
Sey denn vor allen auch auserlesen
Zu des neuen Klosters Abbatissin,
Das ich gestiftet mit frommen Sinn;
Auf daß du werdest die ehrbaren Frauen
Des Stifts durch Zucht und Exempel erbauen.

Und Jutta hört' es mit himmlischer Freud'
Und erhielt auch sogleich das Ordenskleid,

Und thät des Gesetzes heiligen Willen
Genau und treulich im Kloster erfüllen;
Denn ihrem frommen, demüthigen Sinn'
War nur der Himmel — der höchste Gewinn.
Kaum hatte die Glocke die Hora verkündet
Da lag sie — in frommer Glut entzündet
An der Stufe des Altars — in lieblichen Weisen
Gott den Herrn aus Herzensgrunde zu preisen.
Nur wenig pflegte sie stets zu essen,
Und nie der Armen zu vergessen,
Und auch durch Fasten und Kasteien
Ihren Leib zu Gottes Tempel zu weihen.

Doch bald vergaß sie ihre Pflichten,
Und ließ von des Satans böser Lust
Beschleichen ihre sonst so fromme Brust;
Thät nur nach Eitelkeit sinnen und dichten,
Nicht mehr war ihr Sinn aufs Höh're gestellt,
Sie diente dem Mammon der irdischen Welt.

Darob Kunigundis fühlt bitteren Schmerz;
Wie ein Pfeil durchbohrt es ihr Mutterherz,
Sie will durch Ermahnung, durch Strenge sie rühren,
Auf besseren Weg die Gefallene führen.
Doch nur mit Lächeln hört Jutta sie an,
Und wandelt stets fort des Lasters Bahn.

Einst als der Klosterfrauen Schaar
Bei der Hochamtsfeyer versammelt war:
Säh Kunigunde nach Jutta sich um,
Und fand sie nirgends im Heiligthum.

Schnell ging die Heil'ge zur Kirche hinaus,
Zu Juttas Zelle, die sie fand verschlossen,
Und als die Thüre ward eingestossen
Da sah sie beim Trinkgelage und Schmaus
Die Abbatissinn mit ein'gen Novizen
Ganz wohlgemüthlich und fröhlich sitzen.

Da glühte vor Zorn der Heil'gen Gesicht:
„Verworf'ne! gedenkst du so deiner Pflicht?" —
Sprach sie, und gibt in der Wuth ihr sogleich
Mit der rechten Hand einen Backenstreich.
Und sieh! wie ein Siegel im Wachse, dem weichen,
Bleibt ihr in der Wange der Finger Zeichen,
Auf daß dem ganzen Kloster werde kund,
Wie die Abbatissinn gesündigt zu jetziger Stund'
Und so lang ihr der Odem des Lebens thät weh'n,
Thät nie an der Wange dieß Mahl ihr vergeh'n.

Ein zweites Wunder wirkte sie in demselben Kloster, als einstmals Nachts die Flamme ihr Bett ergriff; und die Legende davon hat uns ein vaterländischer Dichter in schöner Darstellung überliefert.

Als Kunigundis hatt' entsagt der Welt,
Und den Sinn auf Höh'res gestellt;
Vom irdischen Thun und Treiben fern,
Als Nonne lebt' im Kloster still,
Und harrte da auf ihr letztes Ziel;
Liebt' sie im frommen Herzen gern,
Wenn sie des Tages mit brünstigem Gebet
Und Kasteiung sich der Lust beflissen hätt',
Auch Nachts, bevor sie zur Ruh' sich legt',

Zu lesen noch in der heiligen Schrift,
Und sich herzinniglich zu erfreu'n,
Wie da drinnen so schlicht und recht
Gottes Wort' geschrieben seyn. — —

Und wieder ein Mal gerad' sichs trifft,
Daß sie drinnen recht lang' gelesen;
Und wie sie zuletzt ganz müd' gewesen,
Sich legt auf ihr hartes Strohlager hin,
— Denn and'res Lager erlaubt sie sich nicht,
Dieweil sie lebt in strenger Bußpflicht; —
Und schläft bald darauf recht friedlich ein,
Thät dabei auch viel Süßes träumen:
Wie sie geht in den Himmelsräumen,
Und die Englein all' in goldnen Reih'n
Mit lieblichen Grüßen zu ihr treten,
Und mit ihr zum Herrn inbrünstig beten;
Und wie der zu ihr spricht mit huldreichem Ton:
„Kunigundis, da nimm die Heiligenkron!" —
Und so noch gar manch himmlisch Spiel
Sie da in Traume umgaukeln will. — —
Bei ihr aber war ein Mägdelein,
Das pflegt' immer mit ihr die Andacht zu üben;
Und weil es so frommen Gemüths und rein,
Thät sie es über die Massen lieben. —
Wie nun Kunigundis jetzt schläft so gut
In Gottes und der lieben Engelein Hut;
Das Mägdlein neben dem Bette sitzt,
Und — daß es die Zeit Gott gefällig nützt —
Zu Handen nimmt ein brennend Licht,
Und ließt noch in der heiligen Geschicht',
Und weil sie daran sich so sehr erfreut:

Vergißt sie ganz auch die späte Zeit,
Mag der Ruhe gar nicht mehr gedenken,
Zu Gott den frommen Sinn nur lenken.
Da aber befällt sie endlich des Schlafes Macht,
Und ob sie auch sein sich möcht' erwehren,
Muß sie ihm doch den Willen gewähren. —
Als nun entschlummert die treue Magd,
Sinkt ihr das Licht aus der matten Hand,
Und fällt in Kunigundis Bett',
Das alsogleich in Feuer geräth,
Und lodert prasselnd herauf in Brand:
Daß drob rings die Schwestern all' wachen auf,
Und eilig kommen herbei zu Hauf,
Und heben ein gar kläglich Jammern an;
Als lächelnd sie schau'n die heilige Kunigund
Süß schlummern in heller Flammen Rund. —

Die aber ist jetzt freundlich erwacht,
Und wie sie sich sieht in Feuers-Macht,
Und von Flammen ringsum bedecket:
Die Händ' sie lächelnd zum Himmel ausstrecket.
Und macht das heilige Kreuzeszeichen —
Da müssen die Flammen allplötzlich entweichen,
Und unversehrt lassen sogar ihr Kleid,
Und dann auf einmal erlöschen all'. —
Dann aber erhebt sie sich in Freudigkeit,
Und mit ihr all' die Nonnen zumal,
Und thäten hinsinken vor ihrem Herrn und Gott,
Und ihm danken mit tiefglühendem Gebet:
Dieweil er aus so schmähliger Noth
Die fromme Heilige errettet hätt',

Und an ihr — die ihn immer in treuer Demuth geliebt —
Seine Huld so wunderbarlich geübt.

Ein drittes Wunder erzählen die alten Chronikenschreiber, das mit dem Handschuh der heiligen Kunigundis sich zugetragen hat, und von uns hier in eigener, dichterischer Einkleidung mitgetheilt wird:

Der Handschuh.

Es war der erste Ostertag
Recht herrlich auferstanden,
Im Frühlingsglanz und Lerchenschlag,
Gelöst von Wintersbanden;
Es beugen Blümlein — thaubethränt,
Sich zu Krystallenbächen;
Kirsch' und Kastanie sich sehnt
Vollblühend aufzubrechen.

Da geht mit demuthsvollen Sinn
Zur heil'gen Hochamtsfeier,
Kun'gundis, vormals Kaiserinn,
Und jetzt im Nonnenschleier;
Es liebt der Herr sie allzumal,
Die Zier der Himmelsbräute;
Sie segnend, die aus Herzenswahl,
Sich seinem Dienste weihte.

Wie innigfroh sie dort sich fühlt
  An des Altares Schwelle!
Der Lilie gleich, getränkt, gekühlt
  Von Jordans reiner Welle!
Verschämt, kaum ihrer selbst bewußt,
  Schlägt sie die Augen nieder;
Und zart aus der gehobnen Brust
  Tönt sanfter Klang der Lieder.

Als man den Schluß thät am Altar
  Des Evangeliums singen,
Will sie, was stets gewohnt sie war,
  Das Opfer wieder bringen.
Den Handschuh zieht sie von der Hand,
  Den sie bei Seite legte;
Weil keine Schwester bei ihr stand,
  Die zu empfah'n ihn pflegte.

Sieh da! ein Strahl der Sonne stielt
  Sich durch die Mauerritze,
Und schwebend er den Handschuh hielt
  Hoch ob der Heil'gen Sitze;
Bis sie das Opfer hat vollbracht,
  Und sich zurückgewendet;
So ward des Firmamentes Pracht
  Ihr selbst zum Dienst' gesendet.

Einundzwanzigstes Capitel.

Tod und Begräbniß der heil. Kunigundis.

Fünfzehn Jahre brachte Kunigundis auf obige Weise im Kloster zu, ein Spiegel der Demuth, eine Zierde des klösterlichen Lebens, und Lilie jungfräulicher Keuschheit. Am Ende aber war ihre Gesundheit so sehr durch ihre strengen Abtödtungen geschwächt, daß man alles für ihr Leben zu fürchten hatte. Nur mit bangem Herzen konnten die Klostergenossenschaft, und die Einwohner der Stadt Kassel an den nahen Augenblick denken, der ihnen die Heilige entreißen würde. Kunigundis allein betrübte sich nicht über ihren Zustand; sie blieb stark in der Seele, rief mit erhebender Inbrunst die Engel Gottes an, die Apostel, Heiligen und Jungfrauen, die sie sich stets als Muster der Nachahmung vorgesetzt, und ihnen im Leben und Handeln nachgefolgt war.

Allmählig wurde sie schwächer und kraftloser, und war endlich dem Tode nahe; dennoch lag sie noch immer auf rauhem Bußkleide, und als man die Sterbegebete für sie verrichtete, da wurde von den Klosterfrauen eine Bahr sehr prächtig zugerichtet, wie es einer Kaiserin gebührt, und die Todtenbahr wurde überhangen mit Teppichen, in welche Gold und Silber eingewirkt war. Kaum gewahrte die heilige Kunigundis diese kostbaren Zubereitungen, da veränderte sich die Heiterkeit ihres Angesichts, mit der sie, ungeachtet so großer Körper-

schmerzen, die Ankunft ihres himmlischen Bräutigams erwartete, und Kummer und tiefe Betrübniß lagerte sich auf ihren Zügen, und sie winkte einer Klosterfrau, und sprach zu ihr mit schwacher Stimme: „thut hinweg diesen prächtigen Geschmuck; solche Zierde ziemt Weltlichen, nicht mir. Mit diesem Geschmucke, auf welchem ich jetzt liege, bin ich mit Christo, meinem himmlischen Gemahl vermählt. Arm und schwach kam ich aus meiner Mutter Leib; eben so will ich aus der Welt gehen. Bedecket meinen Leib mit diesem härenen Bußgewande, und leget mich zu Bamberg ins Grab, an meines Bruders und Herrn, Kaiser Heinrichs Seite."

Also sprach sie, und man konnte sie nicht eher beruhigen, als bis man ihr versprach, sie mit ihrem Ordenskleide zu begraben. Getröstet empfahl sie ihre reine Seele in die Hände des Allmächtigen, und entschlief sanft und ruhig, gleich dem stillen Schimmer der Lampe, welcher das nährende Oel gebricht. Ihr Sterbetag war der dritte März, des Jahres 1040. Unzählige Thränen flossen auf Erden wegen ihres Todes, Freudenlieder aber erfüllten den Himmel, der in Kunigunden eine neue, Gott geliebte Seele empfing. Wahr und herrlich steht deßhalb in der Offenbarung Johannis geschrieben: Selig sind die Todten, so in dem Herrn sterben. Von nun an spricht der Geist, daß sie ruhen werden von ihrer vielfältigen Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." —

Nach dem Tode der Heiligen wurde ihr Leichnam auf die Bahre gelegt, und unter großer Begleitung nach Bamberg geführt. Eine große Anzahl des Adels und der Geistlichkeit bildeten den feierlichen Zug, dem eine zahllose Volksmenge nachfolgte, besonders von Armen, die an ihr die wohlthätigste Mutter verloren hatten. Wohin der Zug unterwegs gelangte, da lief alles aus Städten und Dörfern hinzu, die Arbeiter auf dem Felde verließen ihre Arbeit, die Mütter trugen ihre Kinder auf den Armen, die Kranken wurden geführt und getragen, und hofften ihre Gesundheit zu erlangen. Jeder schätzte sich glücklich, wenn er nur die Bahre anrühren, oder sonst dazu kommen konnte.

Angelangt in Bamberg wurde der heilige Leib mit großem, feierlichem Gepränge in das hohe Domstift getragen, und allda ausgesetzt. Drei Tage nacheinander wurden die Exequien gehalten; am dritten Tage wurde das Grab Kaiser Heinrichs eröffnet — ha! Wunder! da flogen des Himmels diamantene Thore auf, und aus lichter Ferne scholl eine Stimme herab: „Keuscher Gemahl! gönne einen Platz deiner keuschen Gemahlin!“ Und siehe! in Gegenwart aller Anwesenden hat der Kaiser sich auf die andere Seite gewendet, Platz machend seiner kaiserlichen Gemahlin, der heiligen Jungfrau Kunigundis. Da wurde die Heilige mit kaiserlichen Kleidern geziert, und im Grabe beigesetzet.

So ruhten beide im Schooße ihrer erhabenen Stiftung, die sie aus eigenen Mitteln erbauten, ein

ehrwürdiges Denkmal für die spätesten Jahrhunderte. Ein Grab umschloß die beiden Leiber, deren Seelen im Leben in ungetrennter, heiliger Einheit mit einander gewandelt. Spuren des ersten erhabenen Grabsteins sind jetzt nicht mehr vorhanden; das noch jetzt im Dome zu Bamberg befindliche Grabdenkmal stammt aus dem Jahre 1513. Es ist schön, mit vielem Fleiße, und zierlich gearbeitet, besteht aus weißem Salzburger Marmor und hat die Gestalt eines Sarges, auf dessen Deckel stark erhaben, in großer Figur Kaiser Heinrich und Kunigundis in ihrem Ornate abgebildet sind. Die Basreliefs an den Seiten zeigen einzelne Szenen aus der Geschichte der beiden Heiligen: nämlich rechts, wie der heilige Benedikt den Kaiser von den Steinschmerzen befreit *), wie ein Engel mit dem Schwerte die Werke des heiligen Heinrich mit der Wage der Gerechtigkeit abwiegt: in der einen Wagschale sitzt der Teufel, der die fromme Seele des heiligen Kaisers als Eigenthum haben möchte, in der andern liegt ein Kelch, die frommen Werke des Kaisers bezeichnend, und diese Wagschale erhält das Uebergewicht, und wirft den Satan hinaus **). Auf

---

*) Siehe oben die Beschreibung am Schlusse des fünfzehnten Kapitels.

**) Der Kelch, der in dieser Wagschale liegt, deutet höchst wahrscheinlich auf die Legende hin, welche wir hier anführen wollen. — Als Kaiser Heinrich einmal zu Merseburg einige Zeit Hof gehalten, um allda einige wichtige Reichssachen zu ver-

der linken Seite des Grabsteins geht Kunigundis

---

handeln: ließ er einen großen, goldenen Kelch verfertigen, und zwar zur Ehre und als ein Opfer des heiligen Martyrers Laurentius. Tagtäglich besuchte nun der Kaiser allda die heilige Messe, und hatte dabei die löbliche Gewohnheit, aus diesem goldenen Kelche die Ablution, d. h. den Wein, der am Schlusse der Messe in den Kelch dem Priester über die Finger gegossen wird, auszutrinken. Einst begab es sich, daß er mit großer Andacht wieder einer heil. Messe beigewohnt, die gerade am Altare des heil. Laurentius gelesen ward, aber noch vor ihrem Schlusse und ehe er die Ablution zu sich genommen hatte, schnell Geschäfte halber aus der Kirche gerufen wurde; da bath er eiligst einen danebenstehenden Priester, den Kelch mit der Ablution zuzudecken, und an einem reinen Orte wohl zu verwahren, damit er nach geendigten Geschäften dieselbe austrinken könne. Den ganzen Tag hindurch war aber der Kaiser beschäftigt; gleich mit Anbruch des nächsten Tages ging er daher mit einigen Dienern in die Kirche, verrichtete daselbst mit gebogenen Knieen und weinenden Augen seine Andacht, und begehrte sodann vom Priester die den Tag vorher übrig gebliebene Ablution. Der Priester brachte sie ihm, wohlverwahrt und zugedeckt; der Kaiser nahm den Deckel vom Kelche hinweg, und siehe! welch Wunder! — die Ablution war in schönes, rothes Blut verwandelt, worüber der gottesfürchtige Kaiser von Herzen erschrack, und nicht gleich wußte, was er thun sollte. Indessen wurde dieß Wunderzeichen ruchbar bei allen, die in der Kirche zu jener Zeit versammelt waren; Heinrich aber befahl diese in

auf den glühenden Pflugschaaren *), und theilt den Bauleuten von St. Stephan aus einem krystallenen Schüsselchen ihren Arbeitslohn aus **). Vorne ist Heinrichs Tod abgebildet ***).

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wunder, so nach dem Tode beider Heiligen geschahen.

Die allgemeine Trauer ob dem Tode der beiden Heiligen, ging in Folge der Wunder, so an ihrem Grabe geschahen, bald in eine allgemeine, fromme Verehrung über. Namentlich alle diese Wunder aufzuzählen, würde uns zu weit führen; Lahme wurden gehend, Blinde sehend, Taube und Stumme hörend und redend, Besessene vom bösen Feinde befreit, so wie andere Kranke, von ihren Krankheiten geheilt; ja selbst der Staub auf dem Grabe der heiligen Kunigundis soll in Korn und Weihrauch verwandelt worden seyn. Durch diese Wun-

---

Blut verwandelte Ablution zum Andenken in der Domkirche zu Merseburg aufzubehalten.

*) Siehe oben die Beschreibung im zehnten Capitel.

**) Siehe oben die Beschreibung im vierzehnten Capitel.

***) Siehe oben die Beschreibung im neunzehnten Capitel.

der wollte Gott Beider Heiligkeit vor aller Augen kund machen; Wunder, deren Wirklichkeit der fromme, gläubige Christ nie bezweifeln, und nur, wie Wunder überhaupt, der frevelnde Unglaube und die Freydenkerei unserer Tage verläugnen, für unmöglich, widersinnig, ja für Aberglauben erklären will. Allein wie vermessen, wie thöricht! Warum will man etwas läugnen, was doch durch glaubwürdige Zeugnisse erwiesen, und auf bewährte Weise der Nachwelt überliefert wurde? warum will man uns auf einmal zumuthen, etwas nicht zu glauben, was doch geschehen ist, lediglich aus dem Grunde, weil dasselbe nicht alle Tage geschieht, oder vielleicht nie wieder geschehen wird? Und ist es denn wirklich etwas Unmögliches, Ungereimtes und Widersinniges, zu glauben, daß überhaupt den Gebeinen der Heiligen eine besondere Wunderkraft durch Gott einwohne? Bedenken wir doch, was die Schrift sagt, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Warum soll es nicht in seiner Gewalt stehen, wenn er es für gut findet, durch solche Wunder auf uns zu wirken? Wissen wir doch ferner aus dem Worte Gottes, daß dieser unser sterbliche und verwesbare Leib einst anziehen wird das Unsterbliche und Unverwesliche, daß in unsrem irdischen, sterblichen Körper das Saamenkorn des Himmlischen, Unsterblichen verborgen liegt? Wie dieß zugeht, und wo es geschieht, das können wir freilich nicht begreifen; dazu ist unser Menschenverstand zu schwach. Können wir ja viel geringeres nicht ergründen, z. B. wie es zugeht, daß eine Fruchtähre, die so schön und blühend dasteht, aus einem einzigen Körnlein sich ent-

wickelt, das der Sämann in die Erde gelegt hat, und allda verwesen ließ; wie es zugeht, daß aus einer kleinen Eichel, die in den Boden gelegt wird und allda verwest, nach und nach junges Laub schießt, dann ein Bäumchen mit Stamm, und endlich ein majestätischer Eichbaum aufwächst.

Wenn aber in dem verwesten, menschlichen Leibe, dem Saamenkorne gleich, noch eine so große unvertilgbare Kraft liegt, daß er auf dem Rufe des Herrn zu einem neuen herrlichen Leben erwachen kann: warum sollen wir nicht glauben, daß, wenn der Herr will, aus den Gebeinen der Heiligen, in denen einst ihre Seelen wohnten, die einst die Werkzeuge ihrer Tugenden und Heiligkeit gewesen, gleichfalls eine belebende Kraft ausgehen könne, die zum Heile, zur Wohlfahrt derjenigen wirke, die im Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit diese Gebeine verehren? Wo liegt darin ein Aberglaube, daß Gott zur Vollführung seiner heiligen Absichten, und zur Belebung und Stärkung im Glauben auch der Gebeine frommer Martyrer und Heiligen sich bedient habe? Wie vielfache Beispiele liefert uns darüber das alte und neue Testament! Durch die Gebeine des Elisäus hat Gott einen Todten erweckt; eine Wittwe wurde gesund durch Anrührung des Kleides Jesu, auch sogar der Schatten Petri, die Schweißtücher Pauli heilten allerlei Krankheiten und trieben Teufel aus. Nur dann würde es Aberglauben seyn, wenn man Gott, den allein wirksamen und lebendigen, dabei auf die Seite setzte; wenn man die Reliquien mehr ehrte, als Gott selbst, wenn

man abgöttischer Weise glaubte, daß das todte Gebein, die Reliquie allein, aus und durch sich selbst die Wunderwerke hervorbrächte. Bei Verehrung der Reliquien darf man daher nie vergessen, und muß es wohl beherzigen, was der Psalmist sagt: Gott allein thut Wunderwerke. Alle Wunder, die daher bei den Reliquien der Heiligen geschehen, wirken nicht sie, sondern Gott allein, bewogen durch die Fürbitte der Heiligen, welche eben in diesen Reliquien verehrt werden.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Kaiser Heinrich und Kunigundis werden heilig gesprochen.

Die Großthaten Kaiser Heinrichs, seine heldenmüthigen Feldzüge gegen die Feinde der christlichen Kirche, besonders die Bekehrung des ganzen Königreichs Ungarn; seine Christentugenden und frommen Handlungen: reichliches Almosengeben, die Stiftung des Bisthumes Bamberg, und anderer Bisthümer und Kirchen; sein heiliger Lebenswandel, und besonders die auch im Ehestande bewahrte Keuschheit, sein glorreiches Hinscheiden aus dieser Welt, sammt den nach seinem Tode geschehenen Wunderzeichen — wurden bald auch dem römischen Stuhle bekannt. Pabst Eugen III., damals römischer Statthalter, ließ deßhalb über das Leben und die Wunderwerke Kaiser Heinrichs fleißige und genaue Nachfrage anstellen, und schriftlichen Bericht

sich erstatten. Nachdem nun durch die Gesandten des heiligen Vaters, und durch die Zeugnisse vieler Geistlichen und gelehrter Männer die ausgezeichneten Christentugenden des Kaisers, sein heiliges Leben, besonders seine englische Keuschheit, ferner die nach seinem Tode geschehenen Wunderzeichen — unbezweifelt hergestellt und vollständig erwiesen waren, wurde Heinrich vom Pabste, in die Zahl der Heiligen Gottes gesetzt *), und dem Bisthum die Erlaubniß ertheilt, seinen Jahrtag jährlich hochfeyerlich zu begehen. **) Diese Erhebung Heinrichs geschah durch eine eigene päbstliche Bulle, vom 14. März, des Jahres 1152.

Dasselbe geschah auch mit der Kaiserin Kunigundis; ihr tugendsames Leben, die geschehenen Wunder wurden durch glaubhafte Zeugen dem heiligen Vater, als Oberhaupte der Kirche, vollstän-

---

*) Siehe Beilage I.

**) Der Festtag des heiligen Heinrichs (am 13. July) und der heiligen Kunegundis (am 3. März) wird seit mehreren Jahren im Erzbisthume Bamberg wieder als ganzer Feyertag begangen. Am Heinrichstage wird auch, wie früherhin, eine feyerliche Prozession abgehalten, wobei zwei kostbare Reliquien: die Häupter der beiden Heiligen, mit herumgetragen werden, die durch freiwillige Beiträge der religiösen Stadtbewohner, und besonders durch ein reiches, kostbares Geschenk des Herrn Herzogs Wilhelm v. Bayern, seit 1825 neu mit Gold und Edelgesteinen gefaßt und ausgeschmückt sind.

dig dargethan. Getreu nach dem Spruche des Propheten: Lobet Gott in seinen Heiligen, wurde daher die Gemahlin des heiligen Kaisers gleichfalls in die Zahl der Heiligen aufgenommen, und ihr Jahrtag alljährlich gefeyert. Dieß geschah vom Pabst Innozenz III. in einer eigenen päbstlichen Bulle vom 3. April des Jahres 1200. *)

Schlußbetrachtung.

So haben wir nun ein Gemälde von dem Leben eines heiligen Kaiserpaars entworfen, das vom Throne herab ein glänzendes Beispiel gegeben hat, der Frömmigkeit und Gottesfurcht, der Beschützung und Verbreitung des christlichen Glaubens, der Sanftmuth, Weisheit und Barmherzigkeit, der Herzensreinheit und englischen Keuschheit; eines heiligen Kaiserpaars, das in seiner Heiligkeit durch die Kraft Gottes im Leben, und nach seinem Tode große Wunderthaten wirkte; eines heiligen Kaiserpaars, das über die irdische Welt erhaben, nun dort mit allen Heiligen in dem himmlischen Reiche ewiglich regieret; eines heiligen Kaiserpaars, das auf unser Anrufen am Throne des Allmächtigen für die Wohlfahrt des gesammten deutschen Vaterlandes bittet, und besonders unserm Erzbisthume Bamberg als Landes- und Schutzpatronen-

---

*) Siehe Beilage II.

paar durch die Fürsorge Gottes verliehen ist, dessen Erinnerungsfeyer wir alljährlich hochfeyerlich wieder begehen. Lasset uns daher das Heiligenpaar verehren! lasset uns verehren die beiden Diener Gottes! so daß, wie der heilige Hieronymus sagt, die Ehre der Diener zur Ehre des Herrn gereiche. Lasset uns die jährlichen Festtage andächtig und heilig feyern! freuen wollen wir uns an diesen Festen über die hohe Ehre und Glorie, zu welcher beide Heilige durch ihre Tugenden und Verdienste gelanget sind, und Gott deßhalb loben und danken! anrufen wollen wir sie, um ihren Schutz, ihre Fürbitte bei Gott sie anflehen in unseren Nöthen und Anliegen! aber vor allen wollen wir ihre Tugendbeispiele uns vor Augen stellen, sie recht zu Gemüthe führen und uns befleissen, ihnen nachzufolgen, gottesfürchtig, tugendsam und heilig zu werden, wie sie es waren! denn dadurch entsprechen wir der weisen Absicht der Kirche, und verehren die Heiligen wahrhaftig, wenn wir ihrem Beispiele nachfolgen, in ihre Fußstapfen treten; dadurch werden wir uns ewige Verdienste bei Gott, unsrem himmlischen Vater erwerben, der dann auch auf Fürbitte unserer heiligen Landespatronen uns alles verleihen wird, was wir zum Wohle unsers Leibes und der Seele nöthig haben.

Freude krönt Dich Heil'genpaar!
Dort im Garten steh'n die Saaten
Deiner hier gesäten Thaten;
Ewig schmückt vor Gottes Thron
Dich im Glanz — die Siegeskron'.
Freude krönt Dich Heil'genpaar!

Friede sey mit Deiner Schaar!
Daß wir, folgend Deinen Tritten,
Treu im Glauben, rein in Sitten,
Wandeln, an der Eintracht Hand,
Einst zu Dir — ins Vaterland.
Friede sey mit Deiner Schaar!

Nachschrift.

Quellen, aus welchen unsere Geschichte entnommen ist.

Sollerius vita Henrici.
Gretserus Divi Bambergenses.
Ditmari chronicon.
Nonnosii vita Henrici.
Adelboldi de rebus gestis St. Henrici.
Vita St. Henrici Dilingae.
Hofmann Annales Bambergenses.
Beyerlinck V. S.
M. S. Chronica Bamb.
Adelsreuter Annales Boj.
Baron. Ann.
Henschenius et Papebrochius vita St. Cunigundis.
Bollandisten — Legenden der Heiligen von Butler, übers. v. Räß und Weis. — Leben der Heiligen von Buchfelner. — Jäcks Gesch. Bambergs.

Zusätze und Berichtigungen.

Seite 4 Zeile 2 von oben — setze vor: Sprichwortes — noch das Wort: damaligen.

— 7 — 1 von oben — setze statt: Gerechteste — Gerechte. statt: siebzigmal — siebenmal.


Grabmahl d. Heil K. Heinrichs u. Kunegundis



